



Hedwig Courths-Mahler

Der Wildfang

Der Wildfang.

Erzählung
von
Hedwig Brand.
H. Courths-Mahler



Dresden
Druck und Verlag von Rich. Hem. Diederich.

Inhaltsverzeichnis

Der Wildfang.

1. Kapitel. Rose-Marie.
2. Kapitel. Die Fremde.
3. Kapitel. Die Konfirmation.
4. Kapitel. Ein schwerer Schlag.
5. Kapitel. Die Herrin von Schönrode.
6. Kapitel. Der Abschied.
7. Kapitel. Der Dambruch.
8. Kapitel. Abschied von Burgau.
9. Kapitel. Unerwartete Hilfe.
10. Kapitel. In der Pension.
11. Kapitel. Erlebnisse in der Pension.
12. Kapitel. Uns Schloß Schönrode.
13. Kapitel. Im neuen Wirkungskreis.
14. Kapitel. Endlich bezwungen.
15. Kapitel. Versöhnung.
16. Kapitel. Glücklich vereint.



Gefall ich Dir, so lobe mich,
Doch rat ich Dir, verborg mich nicht!





I. Kapitel.

Rose-Marie.

»**B**öllermann! Böllermann! Nun tu' mir doch die Liebe an und halte den Racker fest — er hat ja wohl den Drehvogel im Leibe!« rief Rose-Marie lachend über den Hof.

Sie saß nach Knabenart auf einem Pferd, das sich — wie toll im Kreise herumdrehte. Es sah sehr gefährlich aus, aber Rose-Marie lachte und kannte keine Furcht.

Die dicken, blonden Hängezöpfe hatten sich gelöst und das lockige Haar flatterte wie ein goldiger Mantel um die kindliche Gestalt.

Das frische Mädchengesicht glühte vor fröhlichem Eifer und die weißen Zähne blitzten zwischen den roten Lippen hervor.

Böllermann, der Großknecht, kam auf ihren Ruf im Trab über den Hof gekannt, um ihren Wunsch zu erfüllen.

Ehe er aber an der Veranda vorüber war, erklang von derselben eine klare, kräftige Männerstimme im befehlenden Tone:

»Zurück, Böllermann, das Biest schlägt aus, wenn Du zu nahe kommst!«

Böllermann blieb unschlüssig stehen und sah abwechselnd zu Rose-Marie hinüber und zu seinem Herrn hinauf, der aus der Veranda stand.

Fritz Gerhard der Besitzer des Gutes, sah mit scharf abwägendem Blick auf das unruhige Pferd und seine etwa zwölfjährige Tochter.

Er schien durchaus keine Angst zu haben um die jugendliche Reiterin, die mit kraftvollen Fäusten in die Zügel riß.

»Ruhig Blut, Rose-Marie! Laß die Zügel nicht locker!« rief er ihr zu.

Sie nickte und biß, ernster werdend, die Zähne aufeinander.

Das jugendliche Gesicht bekam dadurch einen Ausdruck, der an die energischen Züge des Vaters erinnerte.

In diesem Augenblick trat eine zarte, blasse Frau, Rose-Maries Mutter, mit müder Haltung aus die Veranda heraus, neben ihren Gatten.

»Um Gottes willen, Fritz, laß doch Böllermann das Pferd halten, wenn es Rose-Marie abwirft — ich habe den Tod davon,« sagte sie in weinerlichem Tone.

Gerhard legte lächelnd seine Hand auf ihre Schulter.

»Keine Angst, Henriette, die sitzt fest wie verwachsen mit dem Gaul. Böllermann riskiert aber einen Beinbruch, wenn er herangeht, denn »Mordskerl« schlägt aus, wenn er sich nicht halten lassen will. Übrigens hat Rose-Marie darauf bestanden, »Mordskerl« zu reiten, nun muß sie auch ohne fremde Hilfe fertig werden!«

»Aber sie rief doch Böllermann zu Hilfe!«

»Das war gar nicht ihr Ernst!«

»O Du mein lieber Gott, was bist Du für ein Vater! Ihr beiden ängstigt mich doch jeden Tag. Wie einen wilden Jungen erziehst Du das Kind!«

Gerhard lachte leise mit einem seltsamen, gepreßten Beiklang.

»Ist mir gerade recht so, Henriette, ich habe ja doch keinen Sohn. Rose-Marie, soll Nerven bekommen, wie von Stahl, und Knochen wie von Eisen. Das Blut soll ihr rasch und frisch durch die Adern pulsieren.

Sie soll nicht ihr halbes Leben in Schmerzen und Ohnmachten verbringen, wie Du, armes Hascherl. Siehst doch an Dir, wohin eine weichliche Erziehung führt. Was lebstest Du für ein anderes Leben, wenn Du so ein forscher Kerl wärest, wie unsere Rose-Marie. Das ist doch 'ne Pracht, unser Mädchel, hm?«

»Ja doch — ja. Ich weiß, was ich Dir für ein Hemmschuh bin, mit meinen schwachen Nerven — mehr eine Last, als eine Hilfe!«

Er strich sanft mit seiner großen, charakteristischen Hand über ihren dünnen, dunklen Scheitel und sagte:

»Laß gut sein, Henriette, unserer Rose-Marie soll zugute kommen, was uns Dein kränklicher Zustand gelehrt hat. In Licht und Sonne, in Sturm und Wetter soll unser Kind auswachsen und erstatten, damit es mehr Freude am Leben hat als Du!«

»Das wohl, Fritz. Aber so wie Du sie erziehst, ist es auch nicht richtig. Rose-Marie kann keinen Strumpf stopfen, keinen Knopf richtig annähen. Feine Handarbeiten kennt sie kaum vom Hörensagen. Und ihr Klavierspiel — Gott sei es geklagt — es ist nicht zum Anhören.

Wie es sonst mit der Schulweisheit steht, da frage nur den Lehrer; die dümmsten Bauernkinder lernen mehr als sie. Und mit den französischen und englischen Stunden, die ihr unsere Frau Pastor gibt, da hapert es sehr. Die Vokabeln wirft sie durcheinander, wie Kraut und Rüben.«

Gerhard lachte, ohne Rose-Marie und den »Mordskerl« aus den Augen zu lassen.

»Dafür kann sie reiten, wie ein Husar, und weiß in Stall und Scheuer Bescheid, wie der beste Landwirt. Sollst sie nur mal im Kälbergatter sehen — sie versteht sich auf rationelle Kälbermast so gut wie ich selbst, und über Ackerbau und Viehzucht kann sie Dir eine famose Vorlesung halten, das Dir Hören und Sehen vergeht.

Den Firlefanz den Du da aufzählst, das lernt so ein heller Kopf wie sie im Handumdrehen, wenn sie erst mal ausgewachsen ist und ihr das viele Stillsitzen keinen Schaden mehr macht. Nein, Henriette, rede nicht drein, ich habe mir das alles reiflich überlegt!«

Frau Henriette schwieg seufzend.

Während dieses Gesprächs hatte Rose-Marie den »Mordskerl« mehr und mehr zur Räson gebracht. Er gab das unsinnige Drehen auf und bequemte sich, mit einigen obstinaten Quersprüngen freilich, ihrer Führung zu folgen.

Böllermann stand noch unter der Veranda auf dem Sprunge, und schob aufgeregt seine Mütze auf dem Kopfe hin und her.

Er sorgte sich fast mehr um seines Herrn Kind, als dieser selbst, denn Rose-Maine war allen Leuten auf dem Burgauer Gutshofe fest ans Herz gewachsen.

Nun erschien aber langsam ein breites, befriedigtes Lächeln auf seinem Gesicht.

»Das Dunnerlitzchen, sie zwingt den »Mordskerl«!« rief er vergnügt zu seinem Herrn hinaus.

Dieser nickte und seine Augen strahlten vor Stolz.

»Ich wußte es,« sagte er, und zu seiner Frau gewandt fuhr er fort: »Nun, Henriette, ist es vorbei mit Angst und Not? Da sieh', der Gaul wird ruhig und gehorcht ihrer Führung.«

»Ach Gott, mir zittern noch die Knie,« seufzte Frau Henriette.

Er schob ihr einen Stuhl herbei.

»Komm, setze Dich. Und hier, nimm Dein Tuch um, es ist kühl!«

Es lag viel zarte Fürsorge in der Art des großen, stattlichen Mannes, der, blond und blauäugig, den echten Germanentypus verkörperte.

Aber in seinen Augen erschien ein schmerzlicher Ausdruck. Wie sehr hatte dieser kraftvolle, schaffensfreudige Mann all die Jahre unter der Kränklichkeit und Hilflosigkeit seines Weibes gelitten.

Seit er sich von seinem kleinen Vermögen das Gut gekauft hatte, mußte er alle Kräfte anspannen, um sich in den schlechten Zeiten über Wasser zu halten.

Gleich zu Anfang hatte er eine hohe Hypothek aufnehmen müssen. Und statt daß seine Frau ihm hätte helfen und unterstützen können durch eifriges Schalten und Walten in Hof und Haus, mußte er sich eine bezahlte Wirtschafterin halten, und extra noch eine Pflege und Bedienung für seine fast immer kränkliche Frau.

Schwer genug hatte er darunter gelitten, aber er murrte nicht und liebte sie darum nicht weniger.

Aber seine Rose-Marie, sein einziges Kind, sollte von — anderem Stoff sein. Sie sollte eine eisenfeste Gesundheit, jugendstarke Glieder und frisches Blut erhalten.

Und Rose-Marie war Schlag von seinem Schlag. Rank und schlank, kraftvoll und widerstandsfähig war sie bisher herangewachsen.

In Regen und Sonnenschein ging sie mit dem Vater durch dick

und dünn, begleitete ihn zu Fuß und zu Pferd durch Wald und Feld, in Stall und Scheuer.

Wie Kameraden hielten sie Seite an Seite.

Anders war Rose-Maries Verhältnis zur Mutter.

Zu ihrem Vater sah sie auf wie zu einer Gottheit, die zarte Mutter behandelte sie fast, als sei diese ihr herzlich geliebtes Sorgenkind, das sie immer ein wenig verhätscheln mußte, aber doch nie so recht ernsthaft nahm.

Während Gerhard seine Frau umsorgte, hatte Rose-Marie ihr Pferd mehr und mehr beruhigt.

Es ging nun im schlanken Trabe ringsum im Hofe.

Ihre Augen strahlten vor Vergnügen. Sie nickte den Eltern fröhlich zu.

Der Vater kam langsam die Verandastufen herab. Böllermann wandte sich nach ihm um.«

»Na, dann kann ich ja wohl wieder an meine Arbeit gehen, Herr!« sagte er, seiner Mütze einen kühnen Schwung gebend.

»Ja, Böllermann, ich helfe Rose-Marie selbst aus dem Sattel,« erwiderte Gerhard.

Böllermann ging in den Stall zurück.

»Is man selber so'n Rackerchen, wie der »Mordskerl«, unsere Rose-Marie,« murmelte er schmunzelnd vor sich hin.

Gerhard ließ seine Tochter noch einige Male an sich vorbei galoppieren; dann hob er die Hand.

»Stopp — nun ist's genug, Wildfang!«

Sie nickte und führte das Pferd in ruhiger Gangart bis zu dem Vater hinüber. Dieser streicheln die Flanken des Tieres und klopfte es belobend auf den Hals.

Rose-Marie sprang mit einem kühnen Satz aus dem Sattel in die Arme des Vaters.

Dann suchte sie in ihrer Tasche nach einem verwahrten Stück Zucker, das sie dem »Mordskerl« auf der Hand hinreichte. Ganz vorsichtig nahm das Pferd den Leckerbissen aus ihrer Hand.

Sie graute ihm die Mähne.

»Na, »Mordskerl«, nun sind wir gute Freunde, nicht?« fragte sie lächelnd, und sich zum Vater wendend, fuhr sie fort: »Ich führe ihn selbst in den Stall, Vati, nachher komme ich zum Frühstück. Meine kleine Musch hat wohl wieder Angst um mich?«

Er nickte und sah sie mit lächelndem Wohlgefallen an.

Wie sie blühte vor Kraft und Gesundheit, und wie hübsch sie aussah mit den wild zerzausten Locken.

»Nun mache schnell, Rose-Marie, und sorg' dafür, daß »Mordskerl« abgerieben wird!«

»Ja, Vati, ich sag' es Böllermann.«

Sie führte das Pferd davon.

Wenige Minuten später sprang sie mit zwei Sätzen die Verandastufen empor.

Dort war inzwischen von Fräulein Ulrike, der Wirtschafterin, der Frühstückstisch gedeckt worden. Vater und Mutter saßen schon, ihrer harrend, daran.

»Morgen, Herzensmusch! Hast Du gut geschlafen?« fragte sie, sich zärtlich über die Mutter beugend und sie küssend.

Sie pflegte mit dem Vater viel früher aufzustehen als die Mutter, und hatte sie heute noch nicht begrüßt.

»Guten Morgen, mein Kind. Ich danke, ich habe gut geschlafen!«

»Und kein Kopfweh heute?«

»Nein, gottlob nicht, obwohl ich mich vorhin über Dein wildes Reiten wieder sehr erschreckt habe.«

»Aber Musch, liebe, kleine Musch, darüber darfst Du Dich doch nun wirklich nicht mehr erschrecken. Jetzt habe ich nun aber einen Mordshunger, so ein Morgenritt macht Appetit, das kannst Du mir glauben!«

»So kannst Du Dich aber doch nicht zu Tisch setzen, Rose-Marie — mit dieser derangierten Frisur.«

Rose-Marie schüttelte lachend die goldblonde Haarflut über ihren Rücken.

»Ach so — das dumme Haar! Wenn Du mir doch erlauben wolltest, daß ich es ratzekahl abschnitte. Wonnig muß das sein, so

mit einem Kahlkopf herumlaufen. Nun, mach nur nicht so ein entsetzliches Gesicht, kleine Musch. Warte nur einen Augenblick, gleich mache ich Toilette!«

Sie kramte aus ihrer Kleidertasche allerlei hervor: ein Stück Bindfaden, einen Schlüssel, ein Kerzenstümpfchen, einige unreife Stachelbeeren, ein zerknülltes Taschentuch und schließlich unansehnliches, blaues Band.

Das letztere zog sie glättend über das Knie, strich sich dann das Haar glatt zurück und band das Band so fest darum, daß auch nicht ein widerspenstiges Löckchen entwischen konnte.

»So,« sagte sie befriedigt, und stopfte den Inhalt ihrer Tasche wieder in dieselbe zurück, »nun bin ich doch tadellos frisiert, nicht wahr, Musch?«

Die Mutter schüttelte seufzend den Kopf.

»Es ist ein Kreuz mit Dir, Rose-Marie. Die schöne, blaue Schleife, die ich Dir gestern erst gab, wie sieht die nun aus?«

»Ach, Musch, ich mußte heute morgen das Kälbergatter zubinden, weil die Racker sonst ausgebrochen wären, der Riegel ging kaputt. Na, und da ich nichts anderes zur Hand hatte, mußte die Schleife dran glauben. Vati sagt: Man muß sich zu helfen wissen!«

Gerhard lachte laut und herzlich auf.

»Du Schlauberger, konntest Du dazu nicht lieber den Bindfaden nehmen, den Du eben noch in der Tasche hattest?«

Rose-Marie machte ein Schelmengesicht.

»Nein, Vati, denn diesen Bindfaden fand ich erst später auf dem Hofe. Ich nahm ihn mit für spätere Fälle!«

»So, so! Na — nun 'ran an die Krippe, Wildfang — jetzt wird gefuttert!« sagte der Vater.

Seine Frau verzog das Gesicht.

»Fritz, wenn Du immer in diesem Stalljargon mit Rose-Marie sprichst, wird sie sich nie wie ein gebildetes junges Mädchen ausdrücken lernen!«

Vater und Tochter sahen sich schelmisch an.

»Siehste, Wildfang, jetzt krieg' ich auch noch Schelte

Deinetwegen!«

Rose-Marie fiel ihm um den Hals.

»Herzensvati, unsere Musch hat ihre liebe Not Mit uns!«

Sie lachten ein herzhaftes Duett und streichelten von beiden Seiten die seufzende Mutter, bis diese schließlich mit einstimmen mußte.

»Es ist ein Kreuz mit Euch,« schalt sie halb lachend, halb ärgerlich.

»Na, nun sieh' nur nicht so schrecklich besorgt aus, Henriette. Kommt Zeit, kommt Rat. Eine Zierpuppe, die vor lauter vornehmen Allüren nicht leben und sterben kann, soll unser Wildfang doch nicht werden.«

Auf den Herzenstakt kommt es in erster Linie an, und den besitzt das Kind, gottlob .Das bißchen Firlefanz und äußere Politur, das lernt sie noch früh genug; sie ist ja nicht auf den Kopf gefallen.«

Rose-Marie hatte sich inzwischen eine Schnitte Brot mit Butter und Schinken belegt und biß, dies in der Hand haltend, kräftig hinein.

»Kind, wozu hast Du wohl Gabel und Messer?«

Rose-Mark legte mit einem drolligen Seufzer das Brot auf den Teller zurück und benutzte das Besteck.

»Siehst Du wohl, es geht auch so,« sagte ihre Mutter. —

Ähnliche Szenen wiederholten sich fast jeden Tag. Frau Henriette hätte ihre Tochter am liebsten ganz anders erzogen, als ihr Mann. Ihr galt die äußere Form als Hauptsache.

Sie empfand es sehr störend, daß Rose-Marie wie ein wilder Junge aufwuchs.

Aber Fritz Gerhard setzte seinen Willen durch. Zu sehr hatte er unter der Kränklichkeit seiner Frau gelitten, zu sehr eine schaffensfreudige, tatkräftige Hilfe an ihr entbehrt im Kampf ums Dasein.

Rose-Marie sollte stark und gesund bleiben und einen frohen, heiteren Willen zur Betätigung erhalten.

Er hoffte, später eine tüchtige Hilfe an ihr zu haben. Da er keinen

Sohn hatte, sollte sie seine Nachfolgerin werden.

Schon jetzt stand sie trotz ihrer Jugend ihren Mann. Forsch und fest wollte er sie haben, ohne mädchenhafte Zimperlichkeit.

Daß da bei allem guten Willen die Erziehung etwas sehr einseitig blieb, war verständlich.

Das züchtige Schalten und Walten der Frauen war Rose-Marie noch ein unbekanntes Feld.

Sie konnte tatsächlich noch keine Nabel regieren, vermochte weder ihren Anzug, noch ihr Zimmer in Ordnung zu halten und stand mit der trockenen Schulweisheit aus dem Kriegsfuß.

Schreiben war ihr ein Greuel, die französischen und englischen Stunden bei der Frau Pastor haßt sie geradezu, und die Klavierstunde, die ihr ebenfalls diese Dame, eine frühere Erzieherin, erteilte, waren eine Quelle des Elends für sie und diejenigen, die zuhören mußten.

Trotz alledem war Rose-Marie ein sehr kluges, aufgewecktes Kind.

Wenn sie mit ihrem geliebten Vati über die Felder ritt, dann sprachen sie zusammen wie zwei Kameraden.

Der Vater breitete dann den großen Schatz seiner Lebensweisheit vor den Augen seines Kindes aus und gab ihm an praktischen Wissen soviel, als es in keiner Schule lernen konnte.

So bekam Rose-Marie einen scharfen Blick, schnelle Auffassungskraft und klares Denken.

Der Vater ließ sie nicht im unklaren darüber, wie schwer er zu kämpfen hatte, um die ihm lieb gewordene Scholle zu halten.

Sie nahm an seinen Sorgen teil, wenn die Ernte schlecht ausfiel, wenn er das Großwasser fürchtete, oder wenn das Vieh erkrankte.

Mit seiner Frau konnte Gerhard über all diese Dinge nicht reden, denn sie regte sich dann gleich so auf, daß sie wochenlang hinfällig und leidend war.

So gewöhnte er sich daran, mit seiner Tochter alles zu besprechen. Und sie war ihm ein tapferer, kleiner Kamerad, der ihm durch sein sonniges, heiteres Wesen manche Bürde leichter machte,

und auf den er sich fest verlassen konnte.

Niemand wußte außer dem Gutsherrn so genau Bescheid im Burgauer Gutshof, als seine Tochter; höchstens noch der langjährige Großknecht Böllermann. —

Es war eine stillschweigende Übereinkunft zwischen Vater und Tochter, daß der Mutter alle ernsten Sorgen, alle Unruhen fernzuhalten seien.

Sie verwöhnten die zarte, kleine Musch abwechselnd, nahmen aber alles, was sie sagte, nie sehr ernst. Deshalb blieb auch Frau Gerhards Einfluß auf die Erziehung ihres Kindes ziemlich wirkungslos.

Wie einem kranken Kinde räumten Vater und Tochter der Mutter alles Unangenehme aus dem Wege und erfüllten ihr alle Wünsche, so gut es ging.

Stiegen aber doch einmal Bedenken in Rose-Maries — Vater auf, ob ihr Bildungsgang nicht zu sehr über praktischem Wissen vernachlässigt wurde, dann sagte er sich zur Beruhigung, daß Rose-Marie das Versäumte alles nachholen konnte, wenn sie älter wurde.

Die Hauptsache war neben ihrer Gesundheit dem prächtigen Vater der Charakter seiner Tochter.

Er freute sich innig an ihrer festen, klaren Art, an ihrem warmen, guten Herzen, und vor allem an ihrem wahrhaften Wesen ohne Falsch und Heuchelei.

Fest und treu — wahr und klar, das war sein Wahlspruch, und der sollte auch seinem Kinde zur Richtschnur dienen in allen Lebenslagen.

Rose-Marie war auch gar nicht imstande, zu lügen und zu trügen Ihre unbestechliche Wahrheitsliebe und Offenheit war überall bekannt in ganz Burgau.

Das hatte sie von ihrem Vater geerbt. Der galt auch, bei allen Menschen, mit denen er in Berührung kam, als ein felsenfester, ehrlicher Charakter ohne Furcht und Tadel.

Rose-Marie verehrte ihren Vater aber auch unsagbar.

Obwohl sie sich im Verkehr ganz kameradschaftlich zu ihm stellte,

wußte sie doch, wie sie zu ihm aussehen mußte. Und sie liebte ihn mit unbegrenzter Innigkeit.

Sie fühlte seine schlichte Größe mehr, als daß sie dieselbe verstand, dazu war sie noch zu jung.

Was der Vater sagte, war ihr Evangelium, sie wußte, das hatte Bestand. Auf ihn konnte man bauen in allen Lebenslagen. —

So standen die Verhältnisse in Rose-Maries Elternhaus an jenem Frühsommertag, da sie nach dem Ritt auf dein »Mordskerl« mit ihren Eltern beim Frühstück saß.

Nach dem Frühstück gingen Vater und Tochter hinüber in die Scheune, wo eine neue Mähmaschine aufgestellt war, die ausprobiert werden sollte.

Sie küßten die Mutter zum Abschied und legten sorglich eine wollene Decke um ihre Füße, denn sie fror immer, auch wenn die Sonne noch so schön schien.

Während Rose-Marie dann neben dem Vater über den Hof schritt, flocht sie die Haare in einen dicken Zopf zusammen, der freilich ein wenig ruschelig aussah.

Zum Schluß band sie die blaue Schleife wieder hinein, die sie inzwischen mit den Zähnen festgehalten hatte.

Anmutig sah diese Schleife ganz gewiß nicht aus, das eine Ende war kurz, das andere lang und die beiden Ösen standen windschief voneinander ab.

Aber sie hielt doch fest. Das war Rose-Marie die Hauptsache.

Befriedigt über das gelungene Werk schlenkerte sie den Zopf über die Schulter zurück und hängt sich in Vaters Arm, tapfer mit ihm Schritt haltend.





2. Kapitel.

Die Fremde.

Erntefest! Sonnig und klar hing der Himmel über der Erde, als hätte auch er ein feierliches Gewand angelegt.

Rose-Marie ging zwischen den Eltern den Hügel hinab zur Kirche.

Das Gut Gerhards lag auf diesem Hügel, während das ganze übrige Dorf Burgau in der Talsenkung am Flusse sich hinstreckte.

Knechte und Mägde schritten im Sonntagsputz hinter der Herrschaft her. Überall begegnete man den auf dem Kirchgang befindlichen Bauern.

Von allen Seiten wurde Gerhard und seine Familie begrüßt, und sie gaben die Grüße freundlichst zurück.

Obwohl Gerhard sich mit den Bauernhofsbesitzern auf eine Stufe stellte und ihnen nichts zu gebieten hatte, wurde er doch als eine Art Oberhaupt der Gemeinde betrachtet, nicht nur weil er das größte Gut besaß, sondern vor allem, weil man ihn hoch schätzte, seine Überlegenheit anerkannte, und weil man bei ihm stets Rat und Hilfe fand, wenn man sie brauchte.

Manchmal gab es freilich auch Meinungsverschiedenheiten. Bauernschädel sind hart und begreifen schwer.

Gerhard hatte einen klugen, weiten Blick und versuchte manches durchzusetzen, wovon er sich für die Zukunft der Gemeinde Nutzen versprach.

Lag aber dieser Nutzen nicht gleich klar auf der Hand, so ließen sich die dickköpfigen Bauern nur schwer überzeugen, und sollten sie gar in den Säckel greifen und die geliebten harten Taler herausrücken, dann wurden sie obstinat und hielten den Beutel zu.

So trat zum Beispiel Gerhard schon seit langer Zeit dafür ein, daß

der Fluß oberhalb des Dorfes einen neuen, höheren und festeren Damm erhalten sollte, damit man einer eventuellen Hochwassergefahr besser begegnen konnte.

Dieser Dammbau stellte aber Ansprüche an die Bauernsäckel, und deshalb lehnten alle immer wieder Gerhards Ansinnen ab.

Der alte Damm hatte bisher gehalten, er würde auch weiter halten, so meinten sie.

Gerhard bat, schalt und warnte wieder und wieder vergebens in jeder Gemeinderatssitzung. Aber er überzeugte die Bauern nicht, weil es Geld kosten sollte.

Es kam dabei zu mancher hitzigen Debatte. Aber so willig die Leute sonst Gerhards Überlegenheit anerkannten, in diesem Punkte ließen sie sich nicht von ihm überzeugen.

Sorgenvoll ging Gerhard jedesmal im Frühjahr hinaus an den Damm und inspizierte und untersuchte, ob er noch aushalten würde, wenn das Wasser von den Bergen kam.

Er allein war nicht imstande, den neuen Damm bauen zu lassen. Mit vereinten Kräften wäre es gegangen, freilich, ein kleines Opfer hätte jeder bringen müssen. Aber dazu verstand sich keiner.

Und so mußte sich Gerhard damit begnügen, zu hoffen, daß seine Befürchtungen nicht eintreffen würden.

Auf sein Drängen verstanden sich die Bauern wenigstens dazu, zuweilen einige überflüssige Fuhren Erde auf den alten Damm zu werfen, um ihm etwas mehr Halt zu geben.« —

Heute, an dem herrlichen Erntesonntag, dachte niemand an diesen streitigen Punkt.

Jetzt im Sommer hatte es keine Gefahr mit dem Großwasser.

Friedlich schlängelte sich der Fluß zwischen Wiesen und Feldern hindurch und begleitete die Burgauer wie ein guter Freund auf den Kirchgang.

Rose-Marie fiel es schwer, so ruhig Schritt für Schritt zwischen den Eltern dahinzuwandeln. Außerdem fühlte sie sich in ihrem Festtagskleid nie wohl. Und nun gar das lange Stillsitzen in der Kirche.

Wohl dankte sie von Herzen dem lieben Gott für die gute Ernte, die ihrem Vati seine Sorgen ein wenig erleichterte.

Aber der Herr Pastor war ein alter Mann und ein bißchen sehr weitschweifig. Und draußen schien die Sonne so schön.

Sie konnte es nicht ändern, daß ihre Gedanken hinausflogen und den Ereignissen des Tages vorauseilten.

Wie erlöst atmete sie aus, als der Gottesdienst zu Ende war.

Auf dem Heimweg lief sie voraus, weil Vater und Mutter sich noch mit Frau Pastor und einigen Bekannten unterhielten.

Schleunigst ließ sie sich von Fräulein Ulrike eine große Schürze über das Kleid binden, und dann ging sie in den Hausflur hinunter, wo ihrer eine angenehme Tätigkeit harrte.

Im Hausflur waren auf langen Tafeln wahre Kuchenberge aufgebaut auf großen, runden Holzbrettern.

Das war der sogenannte Bettlerkuchen, der schon in gleiche Stücke geteilt war.

Zum Erntefest gab es in Burgau drei Sorten Kuchen, die erste für die Herrschaft und ihren Besuch, die zweite für das Gesinde und die dritte für die Bettler.

Ganze Scharen Bettlerkinder kamen zum Erntefest aus der nahen Stadt und zogen, einen Spruch ableiernd, von Haus zu Haus.

Und nirgends wurde ihnen an diesem Tage eine Gabe versagt, so daß sich die mitgebrachten großen Körbe bald füllten.

Meist kamen sie in Trupps von vier bis acht Personen und sangen dann in monotoner Weise:

Wir kommen, euch zu bitten,
Habt ihr uns Brot geschnitten?
Und ist an großen Segen
Euch nächstes Jahr gelegen,
So reicht uns Kuchen raus,
Dann bleibt das Glück im Haus.
Kuchen raus — Kuchen raus.

Rose-Marie freute sich das ganze Jahr auf das Erntefest, weil sie dann mit vollen Händen Gaben austeilen konnte. Sie fühlte so

inniges Mitleid mit den armen Kindern.

Als sie noch klein war, hatte sie mit großen Augen neben Fräulein Ulrike gestanden, wenn diese den Kuchen verteilte.

Nun durfte sie schon seit zwei Jahren dies Amt selbst verwalten.

Als sie sechs Jahre alt war, hatte sie sich an einem des Erntesonntag voll innigen Mitleids einem Trupp Bettelkinder angeschlossen, bei denen sich ein blasses, kleines Mädchen befunden hatte.

Von Haus zu Haus war sie mitgezogen und hatte das Bettellied mitgesungen.

Den Kuchen, den man ihr überall mit lachendem Gesicht gereicht, hatte sie dem blassen Mädchen in ihren Korb gesteckt und war erst nach Stunden müde, hungrig und verstaubt nach Hause gekommen, wo man sie schon in tausend Ängsten überall gesucht hatte.

Die Mutter war außer sich gewesen, als sie erfuhr, was Rose-Marie getrieben hatte, aber der Vater hatte nur sanft mit seiner großen Hand ihr blondes Köpfchen gestreichelt und hatte zu seiner Frau gesagt:

»Nicht schelten, Henriette, sie hat es nur aus gutem Herzen getan!« —

Heute waltete Rose-Marie nun wieder mit Feuereifer ihres Amtes.

Sie verließ ihren Posten auch nicht, als die Gäste der Eltern aus der Stadt eintrafen. Zum Erntefest fanden sich immer eine Anzahl ein.

Es war auch ein Primaner dabei, der Sohn des Apothekers Linnemann. Dieser wollte der blonden Rose-Marie imponieren und strich um sie herum denn sie gefiel ihm wohl.

Aber sie hatte keine Zeit für ihn, solange noch ein Stück Kuchen auszuteilen war.

Erst gegen Abend erbarmte sie sich seiner, da er sich unter den Erwachsenen langweilte.

Sie führte ihn in die Ställe, zeigte ihm ihre Lieblingstiere und machte ihn mit »Mordskerl« bekannt.

Nach dem Abendessen gingen die Eltern mit ihren Gästen auf die

Tenne hinüber, wo das Gesinde zum Erntetanz antrat.

Böllermann spielte Ziehharmonika mit Bravour.

Manchmal ließ er freilich ein paar Töne aus, aber der Takt stimmte immer und es ging famos.

Die Gäste und Rose-Maries Eltern mischten sich unter die Leute; am Erntetag gab es keinen Unterschied zwischen Herr und Diener.

Rose-Marie stand neben Böllermann und staunte von neuem über seine musikalische Leistung.

Da faßte sich der Primaner ein Herz. Erst guckte er noch einmal in den kleinen Taschenspiegel, den er bei sich trug und überzeugte sich, ob seine Krawatte den nötigen graziösen Schwung hatte.

Dabei konnte er sich leider überzeugen, daß das Wimmerl auf seiner Nase im Laufe des Nachmittags bedeutend an Umfang zugenommen hatte.

Trotzdem wagte er kühn eine Verbeugung vor Rose- Marie und gab sich auch sonst noch beim Engagement zum Tanz den Anschein weltmännischer Überlegenheit.

Rose-Mute tanzte auch einmal mit ihm herum, aber es schien ihr nur mäßiges Vergnügen zu bereiten.

Sie nahm ihn resolut beim Ärmel und sagte:

»Du, laß uns lieber aufhören, das dumme Herumhopsen ist zu langweilig.«

Ihr Kavalier zog beleidigt die Manschetten bis über die Handknöchel und sah indigniert auf sie herab.

Sie hatte wohl gar keine Ahnung, daß er in seiner Tanzstunde der schneidigste Tänzer war, und daß sich die Mädels in der Stadt um ihn rissen.

Diese kleine Landpomeranze sprach so wegwerfend von dummen Herumhopsen — pöh — die konnte ja warten, bis er sich wieder um sie kümmerte.

Aber Rose-Marie wartete gar nicht darauf, hatte überhaupt keine Ahnung, daß sie ihn in seiner Eitelkeit gekränkt hatte.

Sie lief hinaus in den Garten, setzte sich unter der großen Linde auf die Bank und sang vergnügt in den Sommerabend hinein. — —

Am nächsten Morgen wollte das Frühaufstehen nicht recht schmecken, denn es war am Abend sehr spät geworden für ländliche Verhältnisse.

Aber Rose-Marie wußte, daß der Vater trotzdem pünktlich zur Stelle sein würde, und so erhob sie sich und steckte schnell das Gesicht in die Waschschüssel um vollends munter zu werden.

Den Frühkaffee nahm sie immer mit dem Vater allein ein, weil die Mutter dann noch schlief.

Auch heute trat sie pünktlich zum Kaffeetisch. Der Vater küßte sie lächelnd.

»Na, Wildfang, ausgeschlafen?«

»Nein, Vati, so recht noch nicht,« antwortete sie lachend.

»Warum bist Du denn ausgestanden?«

»Weil Du nicht allein Kaffee trinken sollst und weil Du es nicht leiden kannst, wenn einer eine Schlafmütze ist!«

»Bravo, Rose-Maria. Pünktlich sein im Dienst und nicht gemuckst!«

Sie stellte sich stramm vor ihn hin:

»Zu Befehl, Herr Oberst!«

Sie bediente den Vater mit Sahne und Zucker.

»Reitest Du aufs Feld, Vati?«

»Ja; kommst Du mit?«

»Sind wir um zehn Uhr wieder da? Dann habe ich Stunde bei Frau Pastor.«

»Bis- dahin sind wir zurück!«

»O, fein, dann komme ich mit!«

»Also los, Wildfang!«

Zehn Minuten später ritten sie den Hügel hinab. — —

Nach ihrer Heimkehr nahmen sie mit Musch das zweite Frühstück. Dann mußte Rose-Marie ins Dorf hinunter zur Frau Pastor.

Diese hatte aber Kopfwegh von der gestrigen Erntefeier und schickte sie wieder nach Hause.

Froh über die unerwartete Freiheit, ging sie heim.

Die Mutter ruhte noch ein wenig, und der Vater war in seinem Arbeitszimmer mit seinen Büchern beschäftigt.

Da schlenderte Rose-Mark durch den großen Obstgarten, der sich den Hügel hinabzog bis zur Landstraße. Sie prüfte das Obst auf seine Reife.

Dann kletterte sie auf die Mauer, die den Garten von der Landstraße abschloß und baumelte vergnügt mit den Beinen.

Schon von ferne sah sie den Postwagen auf der Landstraße von der Stadt daherkommen.

Rose-Marie sah ihm voll Interesse entgegen. Ob wohl ein fremder Herr darinnen saß?

Manchmal kamen Touristen durch das Dorf und benutzten wohl auch die Post.

Rose-Marie dachte darüber nach, wie es sein müßte, wenn man mit der Eisenbahn, oder gar mit dem Schiff in die weite Welt fuhr.

Sie war noch nicht weiter gekommen, als bis zur nächsten Stadt, und ein einziges Mal von dort mit der Eisenbahn bis zur Residenz. Ganz wirbelig war ihr dabei zumute gewesen, und doch so froh, als ob sie Flügel hätte.

Inzwischen war der Postwagen immer näher gekommen.

Rose-Maries Platz gegenüber war die Dorfschenke. Dort mußte der Wagen anhalten.

Einige Bauernkinder waren schon neugierig herbeigekommen und sahen ebenfalls der Post entgegen.

Nun hielt der Wagen.

Nur eine Person stieg aus, eine etwa vierzigjährige Dame in einem schwarzen Kleid und einem ebensolchen Hut aus dem Kopfe.

Das war für die Burgauer Dorfjugend ein Ereignis, die Bauerfrauen trugen keine Hüte.

Die Kinder umringten die Fremde neugierig und betrachteten sie mit weitaufgerissenen Augen.

Auch Rose-Marie sah mit brennendem Interesse hinüber.

Die Fremde hatte ein blasses, müdes Gesicht, das noch Spuren einstiger Schönheit aufwies.

Rose-Marie fiel auf, daß das Haar der fremden Dame fast genau dieselbe Farbe hatte, als ihr eigenes, vielleicht einen Schein dunkler.

Nun fragte die Fremde die Kinder etwas. Diese verstanden sie wohl nicht, oder waren zu scheu. Jedenfalls wichen sie betreten zurück und steckten den Finger in den Mund.

Mit einem kühnen Satz war Rose-Marie über die Mauer und ging schnell auf die Dame zu.

»Warum antwortet Ihr nicht, wenn Euch die Dame etwas fragt?« schalt sie die Kinder.

»Wir verstehn nich, was se sagt,« antwortete ein kleiner Knirps und fuhr sich energisch mit dem Jackenärmel unter der Nase vorbei.

»Ach, mein liebes Kind, so kannst Du mir vielleicht sagen, wo das Haus des Herrn Fritz Gerhard ist,« sagte die Fremde zu Rose-Marie.

Diese blickte erstaunt auf in die Augen der fremden Frau. Ach, wie blickten diese trübe und traurig. Rose-Maries Herz fühlte Mitleid mit ihr, ohne zu wissen, warum.

»Fritz Gerhard heißt mein Vater, und unser Haus liegt da oben auf dem Hügel!«

Die Fremde trat näher heran. Ein mattes Lächeln erhellte ihr Gesicht.

»Du bist die Tochter meiner lieben Henriette?« fragte sie hastig.

»O, Sie kennen meine Musch?«

»Ja, mein liebes Kind. Wie heißt Du denn?«

»Rose-Marie.«

»Nun, meine liebe, kleine Rose-Marie, willst Du mich wohl zu Deinen Eltern führen?«

Diese nickte bereitwillig und faßte impulsiv nach der Hand der Fremden.

»Kommen Sie, ich werde Sie gleich durch den Garten führen, da ist der Weg etwas näher.«

Sie gingen an den sprachlosen Bauernkindern vorüber über die Straße.

Einige Schritte weiter war eine schmale Pforte in der Mauer. Diese schloß Rose-Marie auf. Den Schlüssel dazu trug sie immer bei

sich.«

Nun gingen sie über die gutgepflegten Gartenwege aufwärts.

»Wollen Sie zu Vati, oder zu Musch geführt werden?« fragte Rose-Marie freundlich.

»Das ist mir gleich, ich möchte sie beide wiedersehen!«

»Dann will ich Sie lieber zuerst zu Vati führen. Musch ist immer leidend und regt sich sehr leicht auf.«

»O, wie tut mir das leid; und was bist Du für ein sorgsames Töchterchen! Also Dein Mütterchen ist nicht wohl? Ich habe sie seit langen, langen Jahren nicht gesehen. Damals war sie ein sehr schönes, junges Mädchen.«

Rose-Marie nickte.

»Über Vatis Schreibtisch hängt ein Bild von Musch, als sie Braut war. Da ist sie sehr schön. Jetzt hat sie nicht mehr so ein rundes, volles Gesicht. Die arme Musch hat immer Schmerzen. Und dann — ich glaube, meine Eltern sind schon zwanzig Jahre verheiratet. Vati merkt man das freilich noch nicht an, der ist gesund und stark wie ein Eichbaum!«

Die Fremde seufzte.

»Auch ihn habe ich lange Jahre nicht gesehen — ja — mehr als zwanzig Jahre sind seitdem vergangen.«

»Wie heißen Sie?« fragte Rose-Marie geradezu.

Die Fremde lächelte.

»Anna Ramberg.«

Rose-Marie blieb plötzlich mit einem Ruck stehen und sah die Fremde voll atemloser Spannung an.

»O, dann sind Sie wohl am Ende die Base Anna von meiner Musch, die mit ihrem Mann in die weite Welt gegangen ist?«

Ein feines Rot stieg in die blassen Züge der Fremden.

»Ja, meine kleine Rose-Marie, das bin ich. Also Du hast schon von mir gehört?«

Rose-Marie nickte eifrig und sagte darauf:

»O, sehr oft. Meine Eltern sprachen sehr oft von Ihnen. Musch seufzt dann immer schrecklich und sagt: »Wenn ich doch nur wüßte,

was aus meiner armen Anna geworden ist!« Erst neulich sagte sie zu Vati: »Meinst Du, daß Anna mit Ramberg glücklich geworden ist?«

Und da sagte mein Vati: »Wir wollen es hoffen, Henriette, obwohl ich dann nicht begreifen kann, daß sie nie etwas von sich haben hören lassen. Hoffentlich sind sie nicht verdorben, gestorben, sonst möchte ich nicht das Gewissen der hartherzigen alten Frau in Schönrode haben. Wissen Sie, wer die hartherzige Frau in Schönrode ist?«

Die Fremde lehnte sich plötzlich wie haltlos an einen Baum und wurde bleich wie der Tod.

Mit zitternden Händen zog sie ihr Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Kind — kleine Rose-Marie — ich — o ja — ich weiß es. Aber frag' mich jetzt nicht danach — es ist gut, daß Du es *nicht* weißt!«

Rose-Marie sah sie besorgt an. So wie die Fremde jetzt, so sah Musch immer aus, wenn sie einen Ohnmachtanfall bekam.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?« fragte sie ängstlich.

Die blasse Frau raffte sich auf.

»Es ist schon vorüber, mein Kind — es ist heiß heute. Und nun komm, laß uns Deinen lieben Vater aufsuchen.«

Sie schritten stumm weiter.

Rose-Marie führte Anna Ramberg gleich in das Zimmer ihres Vaters und trat, wie sie es gewöhnt war, ohne anzuklopfen mit ihr ein.

»Vati, hier ist die Base Anna von unserer Musch, sie will Dich sprechen!« rief sie hastig.

Fritz Gerhard sprang betroffen von seinem Schreibtisch auf und sah der Dame überrascht in das Gesicht.

»Fritz Gerhard, kennst Du mich noch?« fragte diese leise und anscheinend tief bewegt.

Gerhard hatte sich gefaßt und ging nun schnell auf sie zu mit ausgestreckten Händen. Seine guten, ehrlichen Augen leuchteten freudig auf.

»Du, Anna — Du — bist Du das wirklich? Du lebst und kommst zu uns — endlich, nach langer, langer Zeit,« sagte er warm und herzlich.

Sie legte ihre Hände in die seinen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Ja, Fritz, jetzt komme ich zu Euch, um Euch an ein Versprechen zu mahnen, das Ihr beide, Du und Henriette mir gabt in schwerer Stunde.

Damals waret Ihr noch Brautleute, und ich — Du weißt es ja — ich war auf der Flucht aus dem Elternhause. Ihr sagtet mir: wenn Du treue Freunde brauchst, dann komm zu uns! Und nun bin ich hier, Fritz!«

Er drückte sie sanft in einen Stuhl.

»Nun ruhe Dich erst einen Augenblick aus, Anna. Und dann sage mir, wie es Dir ergangen ist und wie ich Dir nützen kann. Henriette ist schon seit langen Jahren leidend — ich will sie nachher erst auf Dein Kommen vorbereiten. Das Wiedersehen wird sie sehr ergreifen; wir haben Dich nie vergessen!«

Anna Ramberg lächelte wehmütig.

»Ich hörte es von Deinem Töchterchen, daß Ihr vor mir gesprochen habt! Ist sie Euer einziges Kind?«

Gerhard zog Rose-Marie an sich.

»Ja, erst nach achtjähriger Ehe schenkte uns Gott unseren Wildfang. Also sie hat Dir ausgeplaudert, daß wir von Dir sprachen? Ja, ja, sie ist offenherzig und schnell bereit, ihr Vertrauen zu verschenken, wenn ihr jemand gut gefällt. Aber nun trinkst Du erst einen Schluck Wein und nimmst einen Imbiß.«

Anna Ramberg legte ihre Hand auf seinen Arm.

»Nein, erst laß mich sprechen! Ich bin weder sehr hungrig, noch durstig und komme jetzt nur mit der Post aus der Stadt, wo ich die Nacht im »Gasthof zu den drei Raben« verbrachte. Ich bitte Dich, setze Dich zu mir und höre mich an!«

Er nahm ihr gegenüber Platz.

Rose-Marie hockte sich auf den Fenstertritt und verfolgte mit

atemloser Spannung jedes Wort, das gesprochen wurde.

Anna Ramberg begann zu erzählen:

»Du weißt, daß ich vor mehr als zwanzig Jahren das Haus meiner Mutter verließ, weil sie mich von Karl Ramberg trennen und mit einem vornehmen Mann, einem Baron Rastenaus, verheiraten wollte.

Der Stolz meiner Mutter litt darunter, daß ihre einzige Tochter die Frau eines einfachen Sprachlehrers werden wollte.

Sie setzte all meinen Bitten ein erbittertes Nein gegenüber, so daß mir nichts übrig blieb, als meinem lieben Karl in die weite Welt zu folgen.

Ich hoffte, später ihre Verzeihung zu erlangen, wenn sie einsah, daß nichts mehr zu ändern sei.

Karl brachte mich zu seinen Eltern nach Breslau, und auf der Reise dorthin besuchte ich Henriettes Mutter, die mich aus Furcht vor der meinen nicht aufzunehmen wagte.

Du warst damals Verwalter auf den gräflich Ronachschen Gütern und warst gerade bei Deiner Braut zu Besuch.

Euer Zuspruch, Eure Versicherung mir treue Freundschaft zu halten, waren die einzigen guten Worte, die ich in meine ungewisse Zukunft mitnahm, denn Henriettes Mutter mißbilligte meinen Schritt und schalt mich aus.

In Breslau ließen wir uns sofort trauen.

Karl war arm, seine Eltern ebenfalls, sie konnten uns nicht helfen, hofften aber gleich uns, daß meine Mutter nicht unversöhnlich sein würde.

Wir richteten uns sehr ärmlich und bescheiden ein und fühlten uns trotz allem sehr glücklich in unserer Liebe.

Mein Mann gab Sprachstunden, aber unser Einkommen war sehr gering.

Gleich nach meiner Verheiratung schrieb ich an meine Mutter, bat um ihre Verzeihung und um ihren Segen.

Sie schrieb mir, indem sie mir meinen Brief mitten durchgerissen zurückschickte: »Meine Tochter ist tot für mich.« Kein Wort weiter.

Spätere Briefe beantwortete sie gar nicht, auch nicht den, in

welchem ich ihr die Geburt unseres einzigen Sohnes Hans meldete, der ein Jahr nach unserer Verheiratung zur Welt kam.

Schließlich, als ich immer wieder schrieb, kamen meine Briefe einfach ungeöffnet zurück mit dem Vermerk: »Adressat verweigert die Annahme!«

Ich erzähle Dir das jetzt alles so ruhig — was aber für Kämpfe damals mein Herz zerrissen, das kann kein Mensch ermessen.

Ich liebte ja meine Mutter, liebte sie über alles, und war unglücklich darüber, daß ich ihr hatte Schmerz zufügen müssen.

Daß es uns schlecht ging, daß mein Mann nur mühsam den nackten Lebensunterhalt verdienen konnte, nahm ich als gerechte Strafe und murrte nicht.

Aber mein armer Karl litt unsagbar unter dem Gedanken, daß er mich aus Glanz und Wohlleben in Sorge und Not geführt hatte.

Seine Eltern starben. Sie hatten uns von ihrer schmalen Pension unterstützt, soviel sie konnten. Nun fiel auch das noch fort.

Karls Gesundheit litt unter den aufreibenden Bemühungen, mir ein besseres Los zu schaffen. Er begann zu kränkeln und wurde schließlich vor zwei Jahren auf ein schweres Krankenlager geworfen.

Da schrieb ich noch einmal heimlich an meine Mutter — Karl wollte es nicht mehr leiden, daß ich mich demütigte vor ihr. Ich bat sie noch einmal um Verzeihung und um Hilfe.

Auch diesmal umsonst, der Brief kam ungeöffnet zurück.

Ich weinte herzbrechend darüber, so daß mein Mann und mein Sohn nun doch erfuhren, daß ich wieder geschrieben hatte.

Verbittert und aufgeregte nahm mein Mann mir und auch meinem Sohn das Versprechen ab, nie mehr einen Schritt zur Versöhnung zu tun.

Wir mußten es ihm freilich geloben, um ihn zu beruhigen. Ich tat es, weil ich ohnehin alle Hoffnung aufgegeben hatte, und mein Sohn, weil er im Groll gegen seine Großmutter aufgewachsen war, denn er liebt mich — sehr und zürnte der unbekanntenen Großmutter leidenschaftlich, weil sie mir nicht verzeihen wollte, und weil sie im

Überfluß auf ihrem herrlichen Gute Schönkode saß, während wir darben.

Nur mit Mühe und Not hatten wir es ermöglicht, Hans das Gymnasium besuchen zu lassen.

Als er eben sein Abiturrum bestanden hatte, starb sein Vater — das ist nun ein Vierteljahr her.

Ich durfte meiner Mutter seinen Tod nicht melden. Hans mahnte mich an das Versprechen, das ich dem Toten gab.

Glaube nicht, lieber Fritz, daß ich jemals gewünscht hätte, meinen Mann aufzugeben zu haben, oder daß ich trotz aller Armut nicht glücklich gewesen wäre.

Unsere Liebe entschädigte uns für alles, und unser Sohn ist ein lieber, prächtiger Mensch geworden. Er ist herzensgut, wenn auch stolz und herb. Klug und energisch ist er auch, aber er ist noch zu jung, um für uns sorgen zu können.

Und wir haben nun in diesem Vierteljahr das letzte Verkaufen müssen, um uns Brot zu schaffen.

So, Fritz, nun hast Du in kurzen Umrissen meine Geschichte!« —

Fritz Gerhard hatte stumm und bewegt zugehört. Auch jetzt saß er noch still und versonnen da.

Rose-Marie aber sprang in ihrer lebhaften Art auf und rief aus:

»O, Deine Mutter ist eine ganz böse, schlimme Frau, und Dein Hans hat ganz recht, daß er sie nicht leiden mag, Du arme Tante Anna!«

Gerhard wandte sich nach ihr um.

»Du — Kücken? — Du bist auch noch da? Was schnackst Du klug! So ein kleines Mädchel darf hier noch gar nicht mitreden, vor allen Dingen nicht, ehe es gefragt wird,« sagte er ernst.

Rose-Marie zog sich beschämt auf ihren Platz zurück.

Vater erteilte ihr selten einen Verweis, dann aber nahm sie ihn stets als wohlverdient hin.

Gerhard faßte nun nach Anna Rambergs Hand und » sprach:

»Liebe, arme Anna, Deine Geschichte hat mich sehr ergriffen. Aber sag' mir nur eins: Hattest Du uns, Deine treuen Freunde, ganz

vergessen?«

Anna Ramberg lächelte wehmütig.

»Nein, daß ich Euch nie vergaß, zeigt Dir mein Kommen. Aber es sitzt wohl etwas von meiner Mutter unbändigem Stolz in meinem Blute: ich wollte Euch nicht mit meinen Sorgen lästig fallen, zumal ich wußte, daß Henriettes Mutter mir zürnte. Und außerdem wollte ich Euch nicht mit meiner Mutter in einen Konflikt bringen!«

»O, wir unterhalten schon lange keinen Verkehr mehr mit ihr. Sie hat sich in Schönrode fast ganz von der Welt zurückgezogen. Zu Neujahr und Geburtstagen tauschen wir briefliche Glückwünsche, das ist alles!«

Anna seufzte.

»Das wußte ich nicht. Also einsam — ganz einsam ist sie geworden, meine arme Mutter?«

»Ja, sie soll mit keinem Menschen verkehren. Ich habe im Anfang einmal für Dich bei ihr gesprochen, da hat sie mir stumm die Tür gewiesen. Sonst konnte ich ja auch nichts für Dich erwirken.

Schönrode und das ganze Vermögen stammt von Deiner Mutter, denn Dein verstorbener Vater war ein armer Offizier. Sonst hätte man das väterliche Erbe für Dich flüssig machen können. Aber hätten wir gewußt, wie sehr Du in Not warst, wie gern hätten wir Dir geholfen, soweit es in unseren Kräften stand.«

»Das weiß ich, Fritz. Und daß ich Euch in meiner höchsten Not nicht vergaß, und daß ich nun zuerst zu Euch komme, wo ich fremde Hilfe brauche, das beweist Dir mein Erscheinen.

Ich will Dir auch gleich sagen, welche Hilfe ich von Dir erhoffe. Ich selbst bringe mich schon durch mit Anfertigen von feinen Stickereien.

Aber da ist nun mein Sohn: er hat den einen heißen Wunsch, Landwirt zu werden. Zu diesem Beruf treibt ihn sein ganzes Herz. Studieren mag er nicht und hat auch kein Geld dazu.

Da dachte ich nun an Dich. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß Du damals von Graf Ronach fortgingst, um Dir dies Gut hier zu kaufen. Und ich weiß, was Du für ein tüchtiger Landwirt bist!

Meine Mutter, die sich darauf verstand, hat schon damals, als Du Dich mit Henriette verlobtest, gesagt: »Der ist ein ausgezeichnete Landwirt, und Graf Ronach weiß, was er an ihm hat!

So möchte ich Dich nun von Herzen bitten, nimm meinen Sohn bei Dir auf, lehre ihm, was Du ihn lehren kannst, gib ihm tüchtig Arbeit, er ist groß und stark und wird seine Kräfte gern regen. Vielleicht kann er dann später eine Verwalterstelle bekommen.

Daß er bei Dir gelernt hat, wird ihm eine Empfehlung sein. Und Dein Charakter ist mir Bürge, daß er an Dir einen musterhaften Lehrmeister findet.

Du würdest mir eine große Sorge von den Schultern nehmen, und ich würde Dir zu ewigem Danke verpflichtet sein. Willst Du ihn ausnehmen? Du wirst einen willigen und lerneifrigen Schüler an ihm finden!«

Fritz Gerhard stand auf und schüttelte ihr die Hand.

»Er soll mir willkommen sein, Anna. Arbeit gibt es genug bei uns, und was an mir liegt, soll geschehen, ihn zu einem tüchtigen Menschen zu machen.«

Anna faßte in wortlosem Dank seine Hand. Sprechen konnte sie in diesem Augenblicke nicht. Rose-Mark aber umfaßte jetzt jubelnd ihren Vater.

»Vati — ach, Vati — das ist gut — Du bist doch der herrlichste Mensch auf der Welt!«

Gerhard lachte.

»Kücken, schnackst Du schon wieder klug?« sagte er, aber er drückte ihr Köpfchen fest an sich.

Anna Ramberg sah Rose Marie mit feuchten Augen an.

»Das ist Schlag von Deinem Schlag, Fritz. Gott vergelte Dir an Deinem Kinde, was Du an uns tust!«

»Aber, Anna, was tu' ich denn Großes an Euch? Mach' doch kein Aufhebens Aber jetzt will ich zu Henriette gehen. Du bleibst bei Tante Anna, Rose-Marie, und sorgst dafür, daß sie inzwischen ein bißchen frühstückt!«

Rose-Marie nickte eifrig. Anna hielt ihn aber noch zurück.

»Einen Augenblick noch, Fritz. Mein Sohn ist mit mir gekommen. Er wartet in der Stadt in den »Drei Raben« auf meine Rückkehr, oder Nachricht von mir.

Ich wollte nicht, daß er mich nach Burgau begleiten sollte, denn ich wußte nicht, ob Du meinen Wunsch erfüllen würdest und wollte ihm einen vergeblichen Bittgang ersparen. Aber nun möchte ich ihn keine Minute länger als nötig im Zweifel lassen. Hast Du nicht einen Boten, den Du nach der Stadt schicken könntest?«

Gerhard dachte nach.

»Wir sind noch in der Ernte, Anna. Die Leute sind auf dem Felde und kommen erst Mittag zurück. So lange mußt Du Dich gedulden!«

»Ach, Vati, das ist nicht nötig. Ich spanne den Korbwagen an und fahre selbst in die Stadt. Die »Drei Raben« liegen ja gleich an der Straße, die von Burgau in die Stadt führt. Ich hole einfach Tante Annas Sohn dort ab, und bis Mittag können wir schon zurück sein!«

Anna Ramberg sah erschrocken in ihr vor Eifer glühendes Gesicht.

»Um Gottes willen, Rose-Marie, Du kannst doch nicht allein kutschieren!«

Rose-Marie lachte hell auf.

»Ach, das ist nicht das erste Mal, gelt, Vati!«

Gerhard nickte lächelnd.

»Sei unbesorgt, Anna. Rose-Marie ist zwar noch ein dummes, kleines Mädchen, was alle Schulweisheit anbetrifft, aber mit Pferd und Wagen weiß sie so gut umzugehen, wie ich selbst. Ich würde Hans selbst abholen, aber ich erwarte meinen Getreidehändler zu einer wichtigen Besprechung.

Also abgemacht, Wildfang, Du holst Hans heraus zu uns. Und sag' ihm nur gleich, daß er bei uns bleibt, und — daß wir auch seine Mutter nicht fortlassen von Burgau!«

»Fritz!« rief Anna Ramberg mit einem unbeschreiblichen Ausdruck banger Freude.

Er nickte ihr gütig und lächelnd zu.

»Wirst Dich doch nicht von Deinem Sohn trennen wollen, Anna! Du bleibst also bei uns und Dein Sohn auch! Brauchst auch keine Angst zu haben, Du stolze Seele, daß Du hier das Gnadenbrot essen sollst. Eine Frau wie Dich brauchen wir hier sehr notwendig.

Du nimmst mir eine Last von der Seele, wenn Du Dich hier ein wenig mit um das Hauswesen kümmern und vor allem meiner armen Henriette Pflege und Gesellschaft angedeihen lassen willst!«

Rose-Marie streichelte verstohlen seine Hand. Das war so ganz ihres herrlichen Vaters Art, Wohltaten auszuteilen in einer Weise, daß der Beschenkte sich noch als Gebender fühlen konnte.

Und Rose-Marie hatte recht, ihren Vater deshalb zu bewundern. Wie wenig Menschen verstehen auf diese Art wohlzutun.

Gerhard verließ schnell das Zimmer, um seine Frau vorzubereiten. Anna Ramberg lehnte sich ermattet in ihren Stuhl zurück, während ihr Rose-Marie schnell einen kleinen Imbiß und ein Glas Wein herbeischaffte.

Dann plauderte sie in ihrer frischen, unbekümmerten Art mit der neuen Tante, ließ sich Hans Ramberg genau beschreiben und Informationen geben bezüglich seiner Person.

Der Vater kam bald zurück, und an seinem Arm hing mit aufgeregt glänzenden Augen seine Gattin.

Die beiden Cousinen fielen sich wortlos um den Hals und weinten. Sie waren sich als junge Mädchen sehr zugetan gewesen.

Henriette hatte manche herrliche Stunde in Schönrode verlebt, als Anna noch das geliebte und verwöhnte Töchterchen ihrer stolzen Mutter gewesen war.

Und nun sahen sie sich wieder, die eine von Leid und Sorge, die andere von Krankheit aller Jugendfrische beraubt.

Sie gedachten wehmütig der Zeit, da sie noch jung und hoffnungsfroh dem Leben erwartungsvoll entgegensahen.

Rose-Marie sah bange zu ihrem Vater auf, ob sich Musch auch nicht zu sehr aufregte.

Er nickte ihr aber beruhigend zu und führte sie mit sich hinaus.

Die beiden Frauen sollten sich erst einmal aussprechen.

Draußen sagte Rose-Marie, tief Atem holend:

»Vati, ist es nur möglich daß eine Mutter so hartherzig sein kann, und so schlecht, wie die Tante Annas?«

Gerhard blickte ernst in die fragenden Augen seines Kindes.

»Kind, Du weißt ja nicht, wie weh der alten Frau das trotzige stolze Herz getan hat, ehe es so hart wurde. Sie muß sehr gelitten haben, denn sie ist eine ganz verbitterte, einsame Frau geworden, die wie eine Einsiedlerin auf ihrem wunderschönen Gute Schönrode lebt!«

»Wie heißt sie denn?«

»Marianne Heydebrecht Weißt Du was, Wildfang, mir ist da vorhin ein guter Gedanke gekommen. Wir müssen versuchen, Tante Anna wieder mit ihrer Mutter zu versöhnen.«

»Ach, laß doch die garstige, alte Frau. Tante Anna und ihr Hans, die haben ja nun *uns!*«

»Das wohl, mein Kücken. Aber sieh' mal, diese garstige, alte Frau ist Besitzerin eines großen Gutes und eines bedeutenden Vermögens, und Tante Anna und Hans sind von Gottes- und Rechtswegen ihre Erben.

Sie kann aber das Gut einer Seitenlinie ihrer Familie vererben, und Tante Anna nur einen Pflichtteil ihres Vermögens aussetzen. Und das wäre doch schade.

Aber das verstehst Du wohl noch nicht ganz, dazu bist Du noch zu jung. Jedenfalls werden auch noch Jahre vergehen, ehe man auf beiden Seiten den jahrelang aufgehäuften Groll wegräumen kann.

Ich werde unbedingt die Sache im Auge behalten, und wer weiß, Kücken, ob Dir dabei nicht auch noch eine Mission zufällt. Jetzt wollen wir jedoch schleunigst den Korbwagen anspannen für Dich, damit Ihr nicht zu spät zurückkommt!«

Sie machten sich beide eifrig an die Arbeit. In wenigen Minuten war der Wagen bereit.

Dann sprang Rose-Marie hinauf in ihr Zimmer und stülpte sich eilig einen breiten, etwas ramponierten Strohhut auf die blonden Locken.

Einen eleganten Eindruck machte sie durchaus nicht, als sie sich

dann mit einem Satz auf den Wagen schwang und die Zügel ergriff.

»Sag' mal, Vati, wie muß ich nun eigentlich Hans Ramberg nennen, Du oder Sie?«

Gerhard lachte.

»Er ist ja ein Vetter von Dir, Rose-Marie, wenn auch ein sehr weitläufiger. Nenne ihn ruhig »Du« und »Vetter Hans«. Er fühlt sich dann gleich ein wenig heimischer, wenn wir die Verwandtschaft betonen.«

»Hm — das ist gut, Vati, — dann adieu, grüß' Musch und Tante Anna nochmals, und die beiden sollen nicht mehr weinen. Musch kriegt sonst wieder Kopfweh.«

»Will's besorgen, Wildfang — und nun fahr' zu, hübsch vorsichtig — keine Dummheiten machen!«

»Aber, Vati, ich bin doch kein Wickelkind!«

Gerhard öffnete selbst das Hoftor, und Rose-Marie fuhr mit lustigem Peitschenknallen davon.

Lächelnd sah ihr der Vater nach, bis sie den Hügel hinab war. Dann ging er langsam in sein Zimmer zurück, wo die beiden Frauen noch beim Erzählen waren.

Er streichelte seiner Frau die Wange.

»Nun, Henriette spar' Dir nur noch ein wenig für später auf. Du glühst ja vor Erregung!«

»Ach Fritz, wir haben uns soviel zu erzählen!«

»Dazu bleibt Dir noch viel Zeit. Anna bleibt ja nun bei uns!«

Henriette ergriff Annas Hand.

»Wie ich mich freue darüber, liebe Anna. Nun werde ich doch einen Menschen haben, der Zeit für mich hat. Hier haben ja alle so unglaublich viel zu tun, sogar meine Rose-Marie hat selten eine Stunde für mich. Wenn Du wüßtest, wie schmerzlich es mir ist, daß ich nicht kräftig genug bin, mit zu schaffen!«

Gerhard küßte sie auf die Stirn; er sagte:

»Wir müssen doch auch jemand haben zum Verwöhnen, Rose-Marie und ich. Du weißt gar nicht, wie notwendig Du uns bist, Henriette. Was sollten wir ohne unsere kleine Musch anfangen?«

Henriette seufzte und streichelte seine Hand, während sie zu Anna sagte:

»Siehst Du, Anna, so ist er nun, der Fritz, immer gleich liebevoll und geduldig mit meiner Schwäche. Und ich weiß doch, wie schlimm es für ihn ist, eine so untüchtige Frau zu haben.«

Anna Ramberg sah mit einem stillen Blick zu Gerhard auf.

»Ja — er ist ganz der Alte geblieben, kraftvoll und aufrecht, und ein edler, guter Mensch!«

»Ei, wollt Ihr mich in die Flucht schlagen, Ihr beiden? Mir wird ja himmelangst vor meiner Vortrefflichkeit. Aber nein, ich helfe mir anders, ich setze Euch einfach vor die Tür.

Da sehe ich meinen Getreidehändler über den Hof kommen. Also hinüber mit Euch, ins Wohnzimmer. Du sagst wohl Ulrike Bescheid wegen Unterkunft für Anna und ihren Sohn, Henriette?«

»Ja: ich denke, sie können oben die beiden Giebelzimmer bekommen. Da sind sie dicht beisammen. Ist es Dir so recht, Fritz?«

»Gewiß, es wird vortrefflich gehen!«

Anna faßte beider Hände und sagte:

»Ihr guten, lieben Menschen, wie soll ich Euch nur danken? Mein Herz ist so voll, daß ich keine Worte finde.«

»Sprich nicht von Dank, Anna,« sagte Gerhard, »Du würdest uns im gleichen Falle Gleiches tun. Und wenn wir auch keine Reichtümer gesammelt haben, unser Brot reicht auch noch für Euch mit. Ihr sollt es ja auch nicht geschenkt bekommen. Du sowohl, wie Dein Junge, Ihr sollt Arbeit genug bekommen. Und nun hinaus mit Euch. Zu Tisch sehen wir uns wieder!«

Er schob lächelnd die beiden Frauen zur Tür hinaus.

* *
*

Rose-Marie saß vergnügt auf dem Kutschbock und ließ das Pferd tüchtig ausgreifen.

Sie pfiff und sang abwechselnd vor sich hin, oder unterhielt sich in drolligster Weise mit dem Pferd.

Ihre Augen funkelten vor Lebensfreude. Das war doch wieder einmal ein interessantes Ereignis, die Ankunft der neuen Tante! Und einen Vetter sollte sie nun auch bekommen!

Ein Vetter! Hm — das war doch ungefähr so wie ein großer Bruder. Den hatte sie sich eigentlich immer gewünscht, so einen großen Bruder. Ob er nett war, dieser Hans Ramberg?

Hoffentlich nicht so ein öder Zierbengel. wie der Primaner gestern.

Aber nein, so hatte ihn Tante gar nicht beschrieben. Sehr ernsthaft sollte er sein, und ach — schrecklich klug. Er hatte soviel gelernt.

Na, aus den Überlegenen würde er sich hoffentlich nicht ausspielen: wenn er sie etwa so von oben herab behandeln wollte, dann konnte er ihr im Mondschein begegnen.

Stolz sei er, wie sein verstorbener Vater, hatte Tante Anna gesagt.

Stolz? Nun, stolz und stolz ist ein Unterschied. Sie war ja auch stolz, jawohl, zuerst auf ihren lieben, herrlichen Vater, und dann auf das Mastkalb, das sie ganz allein aufgezogen hatte, und das erst gar nicht gedeihen wollte.

Na, und daß sie »Mordskerl« untergekiegt hatte, ja, darauf war sie auch ein bißchen stolz.

Aber sonst — nein — sonst war sie wohl eigentlich auf nichts weiter stolz?

Auf ihr Wissen konnte sie es leider gar nicht sein — lieber Gott — da sah es windig aus; Musch hatte schon recht.

Wenn dieser Vetter Hans etwa gar französisch mit ihr parlieren wollte, oder englisch spoken!?

O weh, da würde sie sich schön blamieren. Nein, darauf ließ sie sich gar nicht ein.

Ach, überhaupt — wozu sich schon im voraus den Kopf zerbrechen. Nur Mut, Rose-Marie — es wird schon schief gehen!

So überlegte sie bei sich und kam dabei der Stadt immer näher.

Schon konnte sie deutlich an dem Giebel des ersten Hauses lesen: »Gasthof zu den drei Raben«, und durch das eiserne Gitter des zum Gasthof gehörigen Gartens sah sie die mit bunten Leinendecken bedeckten Tische stehen.

Noch ein flotter Trab und sie fuhr mit einem eleganten Bogen an das Tor des Gartens.

Der Garten war leer.

Nur dicht neben dem Tor lehnte ein schlanker, junger Mann am Zaun und starrte erwartungsvoll in die Ferne.

Rose-Marie, und ihren Wagen beachtete er gar nicht.

Sie sah ihn sich genauer an. Er war groß und von breiten Schultern. Sein Gesicht war scharf geschnitten, und die dunklen Augen blickten ernst und nachdenklich.

Ein kleines Bärtchen sproßte auf seiner Lippe und das dunkle Haar bäumte sich eigenwillig über die Stirn.

Rose-Marie holte tief Atem und rückte sich unschlüssig zusammen.

Ob das wohl Hans Ramberg war? Die Beschreibung schien zu passen.

Ob sie ihn anredete? Er schien sie gar nicht zu bemerken.

Entschlossen richtete sie sich auf. Langes Zaudern lag nicht in ihrer Natur.

Sie tippte dem jungen Mann vom Wagen herab mit der Peitsche auf die Schulter.

»Du — Sie — sag' mal, bist Du vielleicht Hans Ramberg?«

Der Angeredete fuhr aus seinen Gedanken auf und blickte erstaunt in das bildhübsche, sonnige Kindergesicht.

Er sah unter dem verbogenen Hut die Fülle goldblonden Gelockes und einen dicken Hängezopf.

Wie seltsam — dieses kindliche Mädchen hatte fast die gleiche Haarfarbe wie seine Mutter. Und diese Farbe war so selten — noch nie hatte er es bei einem anderen weiblichen Wesen gesehen.

»Ich bin Hans Romberg Was willst Du von mir, kleines Mädchen?«

Rose-Marie wurde eigentümlich beklommen unter dem ernstesten Blick der dunklen Augen. Aber sie war so gar nicht gewöhnt, sich einschüchtern zu lassen. Ein wenig ärgerlich über sich selbst warf sie den Kopf zurück.

»Na, dann steig' nur ein. Ich bin Rose-Marie Gerhard und soll Dich

holen!«

Hans Ramberg trat schnell an den Wagen heran. Sein Gesicht rötete sich jäh. Voll Spannung sah er zu ihr empor.

»Du soll mich holen? Nach Burgau, zu Deinen Eltern?«

»Hm! Nun mach' aber 'n bißchen schnell, zum Mittagessen müssen wir zu Hause sein!«

»Meine Mutter ist also bei Deinen Eltern?«

»Ja doch, natürlich — sonst wäre ich doch nicht hier, um Dich zu holen!«

»Und Du bist ganz allein von Burgau hierher gekommen mit Pferd und Wagen?«

»Hm — was ist denn dabei?«

»Verstehst Du Dich denn aufs Fahren?«

Rose-Marie lachte.

»Na, davon kannst Du Dich ja auf der Rückfahrt überzeugen. Aber nun los, Vetter Hans. Ach so — wir sollen ja auch noch Euer Gepäck mitbringen; ruf doch mal schnell den Hausknecht, daß er es auf den Wagen legt!«

Der junge Mann strich sich über die Stirn wie im Traum.

»Also Du sollst mich wirklich holen?«

»Ja doch. Nun schnell, das Gepäck.«

Hans Ramberg lief ins Haus und kam mit dem Hausknecht zurück, der Rose-Marie mit freundlichem Grinsen begrüßte.

Er kannte sie und ihren Vater wohl.

Rose-Marie trieb ihn mit einigen Kraftworten zur Eile an und er verstaute die beiden großen Koffer schnell auf den Wagen.

Hans reichte ihm ein Trinkgeld und kletterte dann zu Rose-Marie auf den Wagen.

Sie rückte beiseite, um ihm Platz zu machen, und schob ihm eine Decke hin zum Draufsetzen.

»So, nun kann es wohl losgehen?« fragte sie vergnügt.

Hans nickte nur.

Rose-Marie ergriff die Zügel und berührte das Pferd aufmunternd

mit der Peitsche.

»Los, Brauner, jetzt geht es wieder heim,« sagte sie.

Und das Pferd verstand diese Worte, es setzte sich sogleich in Trab.

Eine Weile fuhren die beiden jungen Menschen schweigend durch den hellen Sommertag.

Rose-Maries Zopf ringelte sich seitwärts über Hans Rambergs dunklen Rockärmel.

Er mußte immer wieder darauf niedersehen. Was war das für ein dicker Zopf! Und die Farbe — sie schien doch noch etwas heller, goldiger, als bei dem Haar seiner Mutter.

Ob dies Haar in der Verwandtschaft öfter vorkam?

Rose-Marie wurde das ungewohnte Schweigen unbequem.

»Du wirst nun immer bei uns bleiben,« sagte sie aufatmend, und ein frohes Gefühl stieg dabei in ihr empor, trotzdem ihr Begleiter ein für ihren Geschmack viel zu ernstes Gesicht machte.

Er sah sie an.

»Meinst Du, daß ich das darf?« fragte er unsicher, erwartungsvoll.

»Natürlich darfst Du! Vati hat es mit Deiner Mutter doch schon ausgemacht!«

Er faßte in freudiger Erregung ihren Arm.

»Ist das wahr?«

Sie sah ihn verwundert an und sagte:

»Na, ich werde Dich doch nicht anlügen. Lügen ist gemein — damit befasse ich mich nicht!«

Er blickte in ihr offenes, wahrhaftes Gesicht.

»Sei nicht böse, kleine Rose-Marie. Du ahnst ja nicht, was diese Nachricht für mich bedeutet. Es ist mein sehnlichster Wunsch, unter Deines Vaters Leitung ein tüchtiger Landwirt zu werden!«

Rose-Maries Augen strahlten stolz aus.

»Du, da bist Du aber auch gleich an die beste Schmiede gegangen. Mein Vati ist im ganzen Umkreis der tüchtigste Landwirt. Und ein herrlicher Mensch — mein Vati. Seinesgleichen gibt es nicht

so leicht auf der Welt, das kannst Du mir glauben!«

Hans Ramberg nickte überzeugt und sagte:

»Meine Mutter hat mir viel Gutes von ihm erzählt!«

Rose-Marie strahlte ihn an.

»Alle Menschen, die ihn kennen, sprechen Gutes von ihm. Böllermann sagt, so einer kommt nur alle hundert Jahre auf die Welt!«

»Wer ist Böllermann?«

»Unser Großknecht!«

»Du hast wohl Deinen Vater sehr lieb?«

Rose-Marie nickte, ein weicher Ausdruck lag auf ihrem Gesicht.

»Lieber als alle anderen Menschen, noch lieber sogar als Musch — und die hab' ich doch schon sehr lieb! Weißt Du, ich bin doch sehr neugierig, ob es Dir bei uns gefällt!«

»Es wird mir sicher gefallen, Rose-Marie. Nur eins wird mich betrüben, daß ich mich von meiner Mutter trennen muß.«

Sie wandte ihm schnell das Gesicht zu.

»Ach, das mußt Du ja gar nicht. Ich habe ja ganz vergessen, Dir zu sagen, daß Deine Mutter auch bei uns bleibt!«

Der junge Mann fuhr kerzengerade empor.

»Bei Euch bleibt? Wie meinst Du das?«

Sie lachte.

»Genau so, wie ich es sage. Vati und Musch, die lassen Tante Anna gar nicht wieder fort. Was soll sie auch draußen in der Welt? Sie braucht sich doch nicht von Dir zu trennen!«

Hans Ramberg atmete gepreßt.

»Das ist ja viel zu schön, um wahr zu sein!«

Rose-Marie sah ihn von der Seite an.

Wieder wurde ihr so seltsam beklommen wie vorhin zumute, als sie sein kühnes Profil betrachtete und den sonderbaren halb frohen, halb düsteren Blick bemerkte.

»Es ist aber ganz gewiß wahr; ich habe es selbst gehört, wie Vati mit Deiner Mutter über alles sprach. Jawohl — auch von Deiner

bösen Großmutter haben sie gesprochen!«

Seine Stirn zog sich in finstere Falten. Ein harter, abweisender Ausdruck erschien auf seinem Gesicht.

»Ich habe keine Großmutter!« sagte er scharf.

»O, Du hast ganz recht, daß Du sie verleugnest und nichts von ihr wissen willst! Vati sagt freilich, man wüßte nicht, wie weh ihr das trotzige Herz tut.

Aber Vati ist auch schrecklich gut und verteidigt immer alle Menschen — auch die bösen.

Ich kann nicht so gut sein und finde es gar nicht schön von der alten Frau, daß sie sich nicht um Euch kümmert! Aber wir wollen uns die Laune nicht verderben und gar nicht mehr von ihr sprechen.«

»Das ist mir lieb, Rose-Marie,« pflichtete Hans Ramberg bei. »Sag' mir lieber noch einmal, daß meine Mutter wirklich und wahrhaftig bei Euch bleibt!«

Rose-Marie war glücklich, daß sie ihm sagen konnte:

»Gelt, Du freust Dich sehr darüber? Deine Mutter hatte auch vor Freude feuchte Augen, als Vati ihr sagte, daß sie bleiben soll.«

»Dein Vater muß wirklich ein sehr edler, großmütiger Mensch sein. Du glaubst nicht, kleine Rose-Marie, wie ich mich darum sorgte, daß meine arme Mutter nun allein ihr schweres Leben tragen mußte. Sie hat ja niemand mehr auf der Welt, als mich!

Und ihr Herz ist krank geworden von all dem Jammer und Leid, das ihr die alte Frau in Schönrode aufgeladen hat.«

Der Arzt sagt ja, sie kann alt dabei werden, aber es sei auch möglich, daß sie einmal einen sehr schnellen Tod haben würde. Nun denke Dir, daß sie weit weg von mir wäre und stürbe, ehe ich zu ihr eilen könnte!«

Rose-Marie seufzte vor Mitgefühl.

»Ich kann Dir das nachfühlen. Unsere arme, kleine Musch ist ja auch immer krank und macht uns Sorge. Aber gelt, wir wollen unsere Mütter schon pflegen und behüten, daß sie gesund bleiben. Und siehst Du, für meine Musch ist es so gut, daß sie nun Tante Anna hat, die ihr Gesellschaft leisten kann. Vati und ich, wir haben

so wenig Zeit für Musch!«

Hans Ramberg sah lächelnd in ihr Gesicht.

»Du auch nicht?«

»Nein, ich auch nicht. Da brauchst Du gar nicht zu lachen. Was meinst Du wohl, was ich alles zu tun habe? Soll ich es Dir einmal alles aufzählen?«

»Er nickte.

»Ja, ich höre Dir gern zu. Du sprichst so frisch und lieb, man möchte Dir immer zuhören!«

Ihr Gesicht rötete sich. Hastig zählte sie alles auf.

Er hörte aufmerksam zu, dann sagte er leise:

»Du verstehst, scheint mir, sehr viel von der Landwirtschaft!«

Sie seufzte und sprach offenherzig:

»Aber sonst bin ich schrecklich dumm. Denkst Du, ich behalte Geschichtszahlen, oder die schrecklichen französischen Vokabeln? Keine Ahnung, ich werfe alles durcheinander wie Kraut und Rüben!

Frau Pastor sagt immer: Rose-Marie, Dein Kopf ist ein Sieb mit großen Löchern, es fällt alles durch. — Und Klavierspiel, Schreiben und Handarbeiten erst — ja — es ist wirklich schauderhaft. Musch ist oft ganz unglücklich, daß ich so unwissend bin.

Das will ich Dir nun alles gleich selbst sagen, ehe Du es von anderen erfährst, oder selbst merkst. Du bist wohl furchtbar klug, hm?«

Er lachte.

»Es läßt sich halten. Weißt Du, ich will Dir einen Vorschlag machen: wir wollen uns gegenseitig helfen. Ich kann Dir bei den Vokabeln und den Geschichtszahlen von Nutzen sein, Du zeigst mir dafür, wie man mit Pferden und Rindern und all den anderen Tieren umgeht. Denke Dir, ich habe zum Beispiel noch nie einen Zügel in der Hand gehalten.«

»Ach, das ist furchtbar einfach. Sieh — so macht man das!«

Sie erklärte ihm eifrig die Zügelhaltung und hielt ihm einen richtigen, fachlichen Vortrag.

Er war sehr aufmerksam und bat sie dann, ihn zur Probe ein Stück

fahren zu lassen.

Sie nickte und gab ihm die Zügel richtig in die Hand.

Nun dirigierte sie und gab ihm Verhaltensmaßregeln.

Es ging famos. Im Eifer glühten beider Wangen.

Sie lachten sich an und waren gut Freund, noch ehe sie den halben Weg zurückgelegt hatten.

»Du kannst wohl auch nicht reiten?« fragte Rose- Marie.

»Nein!«

»Nun, das mußt Du zuerst mit lernen. Ein Landwirt, der nicht reiten kann, ist wie ein anderer Mensch ohne Beine.«

»Du reitest wohl schon sehr sicher?«

Sie nickte stolz.

»Vati sagt, wie ein Husar. Ich habe sogar »Mordskerl« zahm gekriegt und darf ihn jetzt immer reiten. Du — das war ein Racker. Er wollte mich partout abwerfen. Aber ich hing wie eine Klette fest und er mußte nachgeben. Jetzt geht er mir leicht und sicher unter der Hand.«

Hans seufzte tief auf; er meinte:

»Ich werde viel lernen müssen. Hoffentlich verliert Dein Vater die Geduld nicht mit mir!«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wenn er sieht, daß sich einer Mühe gibt, ist er sehr geduldig. Nur Schlafmützen und Faulpelze mag er nicht leiden. Na — und Du siehst mir nicht aus, als ob Du eine Schlafmütze wärst!«

Sie lachten alle beide.

Rose-Marie wurde immer fröhlicher, und Hans gefiel ihr immer besser.

Der war gar nicht überlegen und von oben herab, weil er das Gymnasium besucht hatte.

Und wie hübsch und stattlich er aussah. Sein ernstes Gesicht würde schon fröhlicher werden in Burgau.

Es war wirklich famos, daß ihr das Schicksal einen so netten Vetter beschert hatte.

In bester Eintracht kamen sie an das Dorf heran.

Es lag malerisch mit der hübschen, kleinen Kirche im Sonnenlicht.

Und Gerhards stattliches Haus hob sich schon deshalb über all die anderen empor, weil es auf dem Hügel lag.

Rose-Marie zeigte mit der Hand hinauf.

»Dort oben liegt unser Haus!«

Mit brennenden Blicken sah Hans hinauf zu dem stattlichen Gehöft.

Dort sollte nun seine Heimat sein! Wie friedlich und glückverheißend lag es da. Seine Brust dehnte sich weit.

Rose-Marie beobachtete ihn gespannt.

»Ist es nicht schön bei uns?«

Stumm drückte er die kleine, braune Mädchenhand, die jetzt wieder so sicher und fest die Zügel führte.

Rose-Marie verstand diese wortlose Zustimmung, und ihr war so froh zumute, wie einem guten Menschen, wenn er etwas verschenken kann, was dem Beschenkten Freude macht.

Sie feuerte den Braunen an, damit er den Hügel leichter hinauffahren konnte.

Wenige Minuten später hielten sie im Hofe.

Böllermann kam herbeigeeilt, um Pferd und Wagen in Empfang zu nehmen und das Gepäck abzuladen.

Er war eben erst mit den Leuten vom Felde heimgekommen.

Frau Gerhard und Anna Ramberg standen erwartungsvoll Hand in Hand auf der Veranda.

Rose-Marie zog Hans mit sich die Stufen hinauf.

»Da bringe ich Dir Deinen Hans, Tante Anna,« sagte sie fröhlich.

Mutter und Sohn umfaßten sich wortlos. Dann sagte die Mutter bewegt:

»Hast Du es schon gehört, Hans, ich darf mit Dir zusammen hierbleiben!«

Er nickte. Sprechen konnte er nicht, aber man sah ihm die tiefe Erregung an. Dann löste er sich aus den Mutterarmen und beugte

sich über Frau Gerhards Hand, die er an die Lippen führte, Sie nahm ihn aber ohne Umstände beim Kopf und küßte ihn auf die Wange.

»Herzlich willkommen, mein lieber Hans. Möge Gott Deinen Eingang in unser Haus segnen!«

»Wo ist Vati?« fragte Rose-Marie.

»Noch in seinem Zimmer. Der Getreidehändler ist eben erst fort.«

Sie nahm seine Hand.

»Komm, Hans, nun will ich Dich zum Vati führen.«

Die beiden jungen Menschen traten ins Haus hinein.

Henriette sah wohlgefällig dem stattlichen, hübschen Menschen nach.

»Was ist Dein Sohn für ein schöner Mensch — Welch ein vornehmes, sympathisches Gesicht,« sagte sie bewundernd.

Anna Ramberg strich sich über die Augen.

»Ich freue mich, daß Dir sein Anblick sympathisch ist, Henriette. Ich kann wohl ohne Überhebung sagen, sein Inneres ist noch wertvoller, als sein Äußeres.« — —

Rose-Marie und Hans hatten inzwischen Hand in Hand des Vaters Zimmer betreten.

»Da sind wir, Vati.«

Gerhard erhob sich vorn Schreibtisch. Eine Weile sah er still und prüfend in das Gesicht des jungen Mannes.

Seine Augen schienen dazu angetan zu sein, einen Menschen zu durchschauen, als ob er von Glas wäre. So lieb und gut sie auch blickten, waren sie doch auch scharf und klar.

Die Prüfung schien gut ausgefallen zu sein.

Er trat an Hans heran und faßte mit warmem Druck die Hand, die ihm dieser bittend entgegenstreckte. Sein Blick wurde warm und herzlich.

Rose-Marie hatte den Vater forschend angesehen, nun atmete sie befriedigt auf. Sie wußte, Hans Ramberg gefiel dem Vater.

»Guten Tag, mein Junge,« sagte dieser herzlich. »Also wir beide wollen nun miteinander arbeiten. Glück auf zu Deinem Entschluß, Landwirt werden zu wollen.«

Der Beruf ist nicht schwerer und nicht leichter, als jeder andere, den man mit ganzer Seele und mit aller Kraft ausfüllen will. Er führt uns nahe mit der Natur und Gottes Schöpfungskraft zusammen. Du hast es Dir reiflich überlegt?«

»Ja — ich mag nichts anderes werden, als Landwirt. Und ich würde Ihnen so dankbar sein, wollten Sie mich lehren, ein tüchtiger Landwirt zu sein.«

»Daran soll es nicht fehlen. Und das »Sie« streichen wir. Ich bin Dein Onkel Fritz — deshalb nehme ich Dich nicht weniger scharf in die Lehre, als wenn Du mir ein Fremder wärest!«

»Darum bitte ich Dich, Onkel Fritz!«

»Nicht nötig. Da frag' mal meine Rose-Marie, die muß auch parieren. Wie heißt unser Spruch, Wildfang?«

Rose-Marie stellte sich stramm auf:

»Aufgepaßt! Pünktlich sein und nicht gemuckst!« sagte sie forsch und schneidig im Kommandoton.

Gerhard lachte.

»Siehst Du, Hans, das ist das Losungswort. Rose-Marie hat es sich gut gemerkt!«

Hans sah mit frohen Augen auf Vater und Tochter und nahm gleichfalls eine militärische Haltung an.

»Aufgepaßt! Pünktlich sein und nicht gemuckst! Ich will es mir auch merken, Onkel Fritz!«

»Schön, mein Junge, dann kommen wir gut miteinander aus. Aber jetzt wollen wir zu Tische gehen, die beiden Mütter warten wohl schon auf uns!«

Hans ergriff seine Hand und drückte sie fest.

»Laß mich Dir nur erst noch danken, Onkel Fritz, daß Du Mutter und mir eine Heimat geben willst: wir sind ja heimatlos, wir beiden!«

»Schon gut, Hans, bleib' mir mit der Dankbarkeit vom Leibe, ich kann das Wort nicht ausstehen. Dankbarkeit ist ein Begriff, den man nicht in Worte fassen kann, *der muß tief in der Seele ruhen!*«

»Da will auch ich ihn ruhen lassen, und ich hoffe es Dir einst durch die Tat zu beweisen, daß er mir nie verloren geht!«

Gerhard legte seinen Arm um die Schulter des jungen Mannes. Mit dem anderen umschlang er sein Kind.

»Mit Rose-Marie hast Du, wie ich merke, schon Freundschaft geschlossen. Förmlich aus der Lauer hat sie gelegen, ob Du mir gefällst. Sie merkt es gleich, ob mir ein Mensch sympathisch ist, oder nicht. Gelt, Wildfang?«

Sie sah strahlend zu ihm auf.

»Gleich weiß ich es, Vati. Wenn Deine Augen so dunkel werden, als wären sie schwarz, statt blau, dann magst Du den Menschen gern, den Du so ansiehst!«

»Sapperlot, bist Du ein feiner Beobachter!«

Sie lachte vergnügt.

»Ich werde doch meinen Vati kennen!« —

Bei Tisch ging es sehr angeregt und gemütlich zu. Man hatte sich soviel zu erzählen. Länger als sonst saß man beisammen. Aber dann erhob sich Gerhard, um seinen Geschäften nachzugehen.

»Rose-Marie, Du kannst Hans heute Nachmittag überall herumführen in Haus, Hof und Garten, damit er Bescheid weiß. Heute soll er noch Feiertag haben, morgen beginnt seine neue Tätigkeit.«

»Das war so recht ein Auftrag nach Rose-Maries Sinn.

Während Musch ihr Mittagsschläfchen hielt und Tante Anna oben in den Giebelzimmern die Sachen auspackte und es für sich und Hans heimisch machte, durchstreiften die beiden jungen Menschen das ganze Gut.

Hans mußte wieder und wieder staunend in das frische Kindergesicht sehen. So klar und verständig erklärte sie ihm alles und gab ihm Aufschluß über alles, was er wissen wollte. Sie war eine gute Führerin.





3. Kapitel.

Die Konfirmation.

Zwei Jahre waren fast vergangen, seit Anna Ramberg mit ihrem Sohne in Fritz Gerhards Hause eine Heimat gefunden hatte.

Hans hatte sich als gelehriger Schüler erwiesen und sein Onkel war sehr mit ihm zufrieden.

Mit zäher Energie überwand Hans alle Schwierigkeiten, die sich ihm in seinem neuen Beruf entgegenstellten.

Wenn ihm dann Onkel Fritz auf die Schulter klopfte und ihm freundlich zunickte, dann hob sich seine Brust in frohen Atemzügen.

Es war um die Osterzeit.

Rose-Marie sollte am ersten Osterfeiertag konfirmiert werden.

Sie hatte sich innerlich wenig verändert in dieser Zeit, aber äußerlich war aus dem Kinde ein ungemein hübscher Backfisch geworden.

Mit ihrer Zopfschleife stand sie freilich noch immer auf kriegerischem Standpunkt, und wenn Tante Anna nicht so treulich ihre Garderobe instand gehalten hätte, wäre es auch damit noch immer sehr im argen gewesen.

Auch mit der Wissenschaft hatte sie sich nur wenig mehr befreundet.

Hans, mit dem sie eine innige Freundschaft verband, hatte ihr wohl in den langen Winterabenden französischen und englischen Sprachunterricht gegeben, um Frau Pastor zu unterstützen. Aber Rose-Marie war dann unruhig aus dem Stuhl hin und her gerutscht und hatte ihn so wehleidig angesehen, daß er sich unterbrach und sie lächelnd fragte:

»Magst Du denn gar nicht lernen, Rose-Marie?«

Dann hatte sie drollig geseufzt, das Näschen kraus gezogen und geantwortet:

»Ach, Hans, meinst Du denn, daß ich diese fremden Sprachen jemals brauchen werde? Meine Pferde und Ochsen verstehen ja doch nur deutsch, und unsere Leute — die würden mich sehr erstaunt ansehen, wenn ich zu ihnen sagte: »servez moi bien?« statt: »Machen Sie Ihre Sache gut?«

»Bedienen Sie mich gut,« heißt das, Rose-Marie,« korrigierte Hans lachend.

»Ja doch — das ist ja das Elend — immer heißt es anders, als man denkt!«

»Aber Deine Mutter wünscht es doch so sehr, daß Du es lernst!«
Rose-Marie seufzte tief auf.

»Ja, Musch hält es für unbedingt notwendig, daß eine junge Dame sich in verschiedenen Sprachen ausdrücken kann. Also weiter im Texte. Weißt Du, Hans-, ich beneide Dich um Dein elegantes Französisch. Bei Dir klingt es so leicht. So würde ich es nie lernen.«

»Nur nicht verzagt, es wird mit der Zeit bei Dir ebenso klingen!«

Dann ging es wieder eine Weile weiter. Aber große Fortschritte hatte Rose-Marie nicht gemacht.

Und heute, am Tage ihrer Konfirmation, als sie zwischen Vater und Mutter zum ersten mal zum heiligen Abendmahl ging, da sagte sie sich zerknirscht, daß ihr Wissen doch noch recht bedenkliche Lücken aufwies.

Und sie wappnete sich wieder mit allerlei guten Vorsätzen.

Am Tage vorher war sie zu ihrem Vater ins Zimmer gekommen und hatte zu ihm gesagt:

»Vati, wenn einer noch so dumm ist, wie ich, dann darf er doch noch gar nicht konfirmiert werden!«

Der Vater hatte sie in die Arme genommen.

»Laß Dir das Herz nicht schwer machen, Rose-Marie. Du bist gewiß nicht dumm, weißt sogar eine ganze Menge, was andere Mädels in Deinem Alter nicht wissen. Mit der Schulweisheit hapert es

ja noch ein bißchen und sonst mit allerlei, was eine junge Dame nötig hat. Aber graue Haare laß Dir nicht darüber wachsen. Wenn es nicht anders geht, dann schicke ich Dich mal ein Jahr in eine Pension. Dann wirst Du schon das Fehlende noch lernen.«

Rose-Marie war erschrocken.

»Ich soll fort, in eine Pension?«

»Das wird sich nicht umgehen lassen, Wildfang. Hier wirst Du zu viel abgelenkt, hast zuviel andere Dinge im Kopfe. In der Pension kannst Du Dich mehr konzentrieren auf das, was Dir noch fehlt!«

»Aber ich will nicht fort von zu Hause.«

»Es wird zu Deinem Besten nötig sein. Heute und morgen noch nicht, erst sollst Du noch ein paar Jahre in Freiheit dressiert werden, wie bisher. Aber dann, wenn ich es für nötig halte, dann fügst Du Dich!«

»Ach, Vati, ich will nicht, ich will bei Dir bleiben — und bei Musch und bei Haus.«

»Nicht gemuckst, Rose-Marie!«

Da hatte sie tapfer die Tränen hinuntergeschluckt.

Wenn der Vater so sprach, gab es keinen Einwand mehr.

Bald hatte sie auch ihre gute Laune wiedergefunden. In dem nächsten Jahre drohte ihr ja die Pension noch nicht. Und wenn es eben sein mußte, dann mußte es sein.

Rose-Marie war ein tapferer, kleiner Kerl. Die Erziehung des Vaters hatte doch goldene Früchte getragen, trotz der Einseitigkeit.

Mit feierlichem Ernst schritt sie zwischen den Eltern zur Kirche. Mit dem langen, schwarzen Kleid konnte sie sich gar nicht recht befreunden. Das hing ihr so schwer und ungewohnt um die Füße.

In diesem feierlichen Gewand vergingen ihr von selbst alle Seitensprünge. Da mußte man still und gesittet vorwärts schreiten.

Die blonden Zöpfe waren zu einem wunderholden Krönchen auf ihrem Haupt festgesteckt, und sie neigte es ein wenig unter dem ungewohnten Druck.

Hans Ramberg glaubte nie etwas Schöneres gesehen zu haben, als diesen demütig geneigten, goldblonden Mädchenkopf, auf den

durch das Kirchenfenster ein Sonnenstrahl fiel.

Er ließ den Blick während des ganzen Gottesdienstes nicht von ihr.

Und doch war er froh, als Rose-Marie nach der feierlichen Mittagstafel daheim, die sich der Konfirmation anschloß, wieder der alte, lustige Wildfang war.

Nach Tisch ging sie mit ihm in den Garten und saß in der Frühlingssonne neben ihm auf der Gartenmauer.

Sie hatte das Festkleid ausgezogen und zappelte doppelt übermütig mit den Beinen.

Die Zöpfe hingen wieder in ihrer ganzen Pracht und Wildheit über den Rücken.

»Weißt Du, Hans, so ein langes Kleid ist etwas Schauerliches. Denke Dir, Du willst springen, und schwupps — da dreht sich Dir ein fürchterliches Etwas wie ein Strick um die Beine. Noch ein Schritt — und Du liegst so lang wie Du bist auf der Nase — schrecklich!«

Hans lachte.

»So schlimm kann ich mir das gar nicht vorstellen, Rose-Marie. Alle Damen tragen doch lange Kleider!«

Sie atmete tief auf.

»Ich bin aber keine Dame und will nie eine werden. Dies schwarze Prachtkleid habe ich jedenfalls in die hinterste Ecke meines Schrankes gehängt. Gottlob sieht Vati selbst ein, daß ich ihn auf Felder und Wiesen und durch Stall und Scheuer nur in fußfreien Kleidern begleiten kann. Das hat er auch Musch gesagt.«

»Wovon sie aber nicht sehr erbaut ist,« meinte Hans.

Sie lachte.

»Ja, meine kleine Musch sähe mich am liebsten mit einer ellenlangen Schleppe, sanft und sittsam wie ein Burgfräulein, durch das Haus schweben. Stell' Dir das vor, Hans. Ist das nicht zum Totlachen?«

Sie lachten beide. Dann schwiegen sie und sahen sinnend die Landstraße entlang.

Beide dachten an den Tag, da Rose-Marie den neuen Vetter

heimgeholt hatte.

Und dann verlor das Gesicht des jungen Mannes allmählich den frohen Ausdruck.

Sorgender Ernst lag in seinen Augen, und das jetzt von Wind und Wetter gebräunte Gesicht nahm einen düsteren Ausdruck an.

Auf der Stirn lag eine tiefe Falte.

Rose-Marie fuhr mit der Hand glättend darüber hin, als sie ihn nach einer Weile ansah.

»Was soll die böse Falte, Hans?«

Er schrak zusammen und blickte in ihre liebevoll forschenden Augen.

»Ich Sorge mich sehr um meine Mutter, Rose-Marie!«

»Warum, Hans, was ist mit ihr?«

»Sie ist sehr krank,« sagte er leise, mit gepreßter Stimme.

»Krank? Du träumst wohl! Tante Anna krank? Sie schafft doch rüstig von früh bis spät und ist guter Dinge.«

Er schüttelte den Kopf.

»Ihr kennt sie nicht, wie ich sie kenne. Sie weiß sich sehr zu beherrschen und will sich nichts anmerken lassen. Ich erzählte Dir doch schon von ihrem Herzleiden. Deshalb war ich ja so froh, daß sie hier bleiben durfte!«

»Nun — Du machst Dir wohl unnötig Sorge. Sieh' doch meine Musch an, die ist viel kränker, als Deine, und wir verzagen doch deshalb nicht!«

»Ich glaube, Du irrst, Rose-Marie. Das Leiden Deiner Mutter ist nervöser Natur. Es mag gewiß drückend und Deine Mutter sehr schonungsbedürftig sein, aber es ist doch nicht so gefährlich, wie das meiner Mutter.« Ich sagte Dir schon, ganz plötzlich kann sie mir einmal genommen werden.

Wenn Du einmal gesehen hättest, wie sie unter Herzkrämpfen leidet, Du würdest meine Angst verstehen. Diese Anfälle gehen ja gottlob immer schnell vorbei und niemand außer mir merkt etwas davon, aber jeder derartige Anfall kann meiner Mutter den Tod bringen.«

Erschrocken umklammerte Rose-Marie seinen Arm.

«Armer Hans und diese Sorge hast Du so allein getragen.»

»Nur Deinem Vater habe ich es gesagt, er mußte es doch wissen, damit er nicht unvorbereitet ist, wenn etwas passiert. Daß meine Mutter jetzt trotz ihres Leidens guter Dinge ist, kommt daher, daß sie über meine Zukunft beruhigt ist. Dein Vater hat ihr die größte Sorge vom Herzen genommen.

Aber nun mache nicht so bange Augen, mein lieber, kleiner Wildfang. Es war nicht recht von mir, Dir diesen Tag mit so traurigen Dingen zu trüben. Sei wieder froh!«

Sie nickte lächelnd.

»Ja, Hans, das will ich trotzdem sein und nicht Ruhe geben, bis auch Du wieder froh bist. Der liebe Gott wird Dir Deine Mutter schon behüten und noch lange erhalten.«

»Hoffentlich. Aber Du verstehst doch nun, daß ich manchmal sehr in Sorge bin. Vorige Nacht hatte Mutter einen sehr schlimmen Anfall — meist kommen sie des Nachts. Deshalb ist es mir so lieb, daß ich oben im Giebel neben ihr mein Zimmer habe. So kann ich ihr doch gleich zu Hilfe kommen.«

Rose-Marie drückte zärtlich ihre Wangen gegen die seine und umschlang ihn mit ihrem Arme.

Es war die Zärtlichkeit eines guten Schwesterchens ihrem großen Bruder gegenüber.

Hans aber hielt den Atem an vor Bewegung.

Wenn Rose-Marie einmal so zärtlich zu ihm war — oft geschah dies nicht bei ihrem übermütigen Wesen — dann war ihm immer so seltsam zumute, als breite ein großes, unfaßbares Glück seine Flügel über ihn aus.

»Liebe, kleine Rose-Marie, wie gut Du bist!«

Sie schüttelte ihre Zöpfe zurück.

»Dir muß man gut sein, Hans, ob man will oder nicht. Wenn Du traurig bist, tut mir mein Herz ganz furchtbar weh. Ich möchte Dich dann immerfort streicheln — bis Du wieder froh bist und lachst. Gelt, Du bist nun nicht mehr betrübt. Vielleicht macht der liebe Gott

das Herz Deiner Mutter wieder ganz gesund!«

»Dazu ist keine Hoffnung. Meine arme Mutter hat zu viel Leid ertragen müssen. Und sieh', das macht mich so böse und zornig aus jene hartherzige alte Frau in Schönrode. Ich mag sie nicht mit dem Namen nennen, der ihr von ihrem Enkel zukäme.

Wäre sie nicht so unversöhnlich gewesen, hätte sie meine Mutter verzeihend wieder aufgenommen, oder hätte sie ihr erlaubt, ihrem Herzen zu folgen, dann wäre nicht soviel Not und Trübsal über Mutter gekommen. Der Kummer und die Entbehrungen haben Mutter krank gemacht.

Während wir oft am nötigsten darbt, saß Frau Marianne Heydebrecht im Wohlleben. Nie — nie verzeihe ich ihr das. Dein Vater schilt mich, wenn ich so spreche.

Ich weiß, er möchte gern vermitteln zwischen ihr und uns. Aber sie hat statt des Herzens einen Stein in der Brust, und ich — nun, ich möchte nie etwas mit ihr zu tun haben, auch dann nicht, wenn ich meinem Vater nicht gelobt hätte, ihr nie mehr mit einem Wort oder Gedanken versöhnlich entgegenzukommen. Selbst wenn sie es jetzt wünschte, würden wir ihr kein Wort mehr gönnen!«

Rose-Marie saß neben ihm und schlenkerte nachdenklich mit den Beinen. Das tat sie immer, wenn sie von einem Gedanken in Anspruch genommen war.

»Ich glaube, ich würde genau so denken, wie Du. Vati hat aber auch recht, wenn er sagt, daß Deine Großmutter sich auch gekränkt fühlt, und daß sie vielleicht selbst am meisten unter ihrer eigenen Härte leidet.

Vati sagt, es gibt Charaktere, die an ihrer eigenen Härte zugrunde gehen und dabei unglücklicher sind, als die, gegen die sich ihre Härte richtet. Wer weiß, wie es im Herzen der alten Frau aussieht. Schrecklich muß es sein, wenn man gar niemand hat zum Liebhaben.«

»Nein, nein, sie hat kein Herz. Laß uns nicht mehr an sie denken. Ich muß jetzt übrigens nach der kranken Bleß sehen. Willst Du mitkommen?«

Sie sprangen beide von der Mauer herab und gingen in den

Kuhstall.

Eine der schönsten holländischen Kühe war erkrankt.

Gerhard wußte immer vorzügliche Mittel anzuwenden, wenn ihm Vieh krank wurde. Nie brauchte er einen Tierarzt.

So hatte er auch heute unter Hans Rambergs Assistenz ein oft erprobtes Mittel gegen die Krankheit des wertvollen Tieres angewandt.

Bald war eine Besserung eingetreten. Man mußte aber das Tier noch im Auge behalten.

Als Hans und Rose-Marie den Stall betraten, war Fritz Gerhard eben auch herübergekommen.

»Wo habt Ihr denn gesteckt, Ihr beiden?« fragte er, ihnen zunicke.

»Auf der Gartenmauer, Vati!«

»Ei, und wo ist denn Dein Festgewand geblieben, Fräulein Konfirmandin?«

»Im Kleiderschrank, dort kann es ein beschauliches Dasein fristen,« entgegnete Rose-Marie, und lachte vergnügt.

»Wenn das aber Musch sieht, wird sie böse,« sagte der Vater ernst.

Rose-Marie war neben der kranken Kuh niedergekniet und streichelte sie.

Nun blickte sie lachend zum Vater auf. Ihre weißen Zähne blitzten lustig zwischen den roten Lippen.

»Aber Vati, wenn ich in meinem Festgewand auf die Mauer geklettert wäre, oder jetzt damit hier neben der armen Bleß kniete, dann wäre Musch erst recht böse gewesen.«

»Das würde dem neuen Kleide freilich schlecht bekommen sein. Aber jetzt legst Du es schnell wieder an, ehe Du zu Musch gehst. Der Herr Pastor kommt mit seiner Frau zum Kaffee und bleibt auch zum Abendessen. Da mußt Du doch als Hauptperson des heutigen Tages in Feierkleidern sein!«

Rose-Marie seufzte herzbrechend.

»Muß das sein, Vati?«

»Ja, Wildfang!«

Sie erhob sich.

»Na, dann hilft es nichts, dann muß ich mein Prachtgewand wieder ausgraben,« sagte sie und ging gehorsam aus dem Stall.

Hans sah ihr lächelnd nach.

»Das wird ihr schwer, Onkel Fritz. Sie hat mir eben auf der Gartenmauer erzählt, wie gräßlich ihr lange Kleider sind.«

Gerhard lachte.

»Es müßte ja nicht mein Wildsang sein, wenn sie sich in großer Toilette wohlfühlen sollte. Mir ist sie ja schließlich auch heute in ihrem alten, kurzen Kleidchen ein herzerfreuender Anblick. Aber ihre Mutter wäre außer sich gewesen, hätte sie das Kind heute gesehen. Nun komm, mein Junge, die Damen warten schon auf uns. Bleiß ist ja über den Berg, wir sehen am Abend noch einmal nach ihr!«

Die beiden Herren schritten über den Hof nach dem Hause.

»Deine arme Mutter hat den Anfall heute Nacht gottlob gut überstanden, Hans. Mach' nicht mehr so ein Sorgengesicht. Daß sie sich immer so schnell erholt, ist doch ein gutes Zeichen,« sagte Gerhard, seine Hand aus Hans Rambergs Arm legend.

»Und doch fürchte ich mich vor dem nächsten Anfall. Diese Nacht war es ärger, als je zuvor,« antwortete Hans Ramberg.

Sie schwiegen nun beide, weil sie wußten, wie gefährlich Anna Rambergs Leiden war, und daß diese plötzlich einem Anfall desselben erliegen konnte.

Sie schüttelten aber ihre Sorge ab, als sie drinnen im Zimmer Anna Ramberg froh und heiter am Kaffeetisch walten sahen. Kein Mensch merkte ihr an, wie krank sie in der Nacht gewesen war.

Mutter und Sohn grüßten sich mit einem innigen Blick.

So sahen sich diese beiden Menschen immer an, wenn sie sich begegneten im Laufe des Tages.

Anna Ramberg plauderte so angeregt mit Pastors und ihren Verwandten, daß Rose-Marie, die sie immer wieder prüfend ansehen mußte, sich gar nicht denken konnte, daß sie krank sei.

Wie zart und hilflos sah da ihre kleine Musch dagegen aus.

Rose-Mark wußte noch nicht, daß oft leidend aussehende Menschen ein langes Leben haben können, während gesund und stark erscheinende Personen schnell dahingerafft werden können.





4. Kapitel.

Ein schwerer Schlag.

Gleich nach den Ostertagen setzte anhaltendes Regenwetter ein. Vor Ostern hatte es noch viel Schnee gegeben. Dieser taute nun schnell mit dem einsetzenden warmen Wetter, und der Regen spülte ihn vollends fort.

Fritz Gerhard ritt mit Hans Ramberg am Flußufer entlang. Sorgenvoll schaute er auf das ansteigende Wasser.

Gerhard wollte den Damm inspizieren.

Noch immer hatte sich die Gemeinde nicht dazu verstanden, einen neuen, festeren Damm ausführen zu lassen.

In den letzten Jahren hatte es gar kein Großwasser gegeben, und die Bauern klopfen auf ihren Säckel und lachten Gerhard wegen seiner Sorge aus.

Diesmal schien es aber ärger zu kommen, als die letzten Jahre.

Der Fluß schwoll rapid an und glich einem reißenden Strome.

Gerhard untersuchte den Damm mit sorgender Miene. Scheinbar war er noch fest bis auf einige Stellen, die man mit einigen Fuhren Sand und Steinen verstärkt hatte.

Wenn aber wirklich das Hochwasser mit aller Kraft dagegen wütete, dann war es fraglich, ob er hielt.

Hans schalt ärgerlich auf die dickköpfigen Bauern, die nicht auf den Onkel hören wollten.

»Dabei sind sie doch am meisten bedroht, wenn ein Dambruch stattfindet, Onkel Fritz. Dein Haus und Hof liegt ja sicher auf dem Hügel. Da hinauf kommt das Wasser nicht,« sagte er zum Schluß.

Gerhard atmete gepreßt.

»Ja, Haus und Hof sind geschützt. Aber Wiesen und Felder würden auf Jahre hinaus verwüstet und brach gelegt werden. Du weißt, daß schwere Hypotheken auf meinem Gute lasten. Käme das Hochwasser über den Damm, dann wäre ich vernichtet, gründlicher als die dickköpfigen Bauern, die freilich mit Haus und Hof fortschwimmen könnten, wenn der Damm bricht.«

Hans blickte teilnahmvoll in des Onkels Gesicht.

»Wir wollen doch selbst zur Vorsicht noch einige Fuhren Erde anfahren lassen.«

»Ja, ich habe Böllermann schon Auftrag gegeben und wollte mich nur selbst überzeugen, wo die schwächsten Stellen sind. Hier dieser Riß muß vor allen Dingen gut verstopft werden. Wir wollen die Stelle genau bezeichnen.«

Die Herren stiegen ab und ramnten einige bereitliegende Pfähle in das vom Regen gelockerte Erdreich.

Hans kletterte auf den Damm und untersuchte ihn auch von der anderen Seite.

»Er macht ja noch einen ganz vertrauenerweckenden Eindruck, Onkel Fritz. Vielleicht ist Deine Sorge doch unnötig.«

»Ich will es hoffen. In keinem anderen Falle möchte ich so gern unrecht haben, als in diesem. Wenn mich die Burgauer auslachen können, will ich von Herzen mitlachen. Aber Gnade uns Gott, wenn ich recht habe mit meiner Sorge!«

Sie bestiegen nun ihre Pferde wieder und ritten heim.

Als sie fast bis an den Hügel herangekommen waren, kam ihnen Rose-Marie in wildem Ritt entgegen. Sie hatte sich nicht einmal Zeit genommen, das Pferd zu satteln, oder einen Mantel zum Schutz gegen den Regen umzubinden.

Das gelöste Haar flatterte hinter ihr her, sie glich einer Windsbraut. Ihr Gesicht war blaß und angstvoll.

Die Herren sahen ihr betroffen entgegen.

»Da kommt doch Rose-Marie. Nun sieh' Dir bloß diesen unbändigen Wildfang an. Wie sie einherstürmt! Sie will wohl das Pferd ruinieren! Aber wie sieht sie denn aus — was ist denn mit dem

Kinde? He, Rose-Marie, stopp — langsam!«

Gerhard sprach das erst verwundert, dann sehr erschrocken vor sich hin:

Rose-Marie war herangekommen und parierte das Pferd.

»Hans,« rief sie aufgeregt, »komm schnell nach Hause — Deine Mutter — sie ist — ach, Gott sei Dank, daß ich Dich hier schon treffe; schnell nach Hause! Deine Mutter verlangt nach Dir — sie ist krank, Fräulein Ulrike ist bei ihr!«

Der junge Mann hörte nur eins: »Deine Mutter ist krank!«

Sein Herz zog sich im Schmerz zusammen. Angstvoll trieb er sein Pferd zur höchsten Eile an, ohne ein Wort zu erwidern.

Rose-Maries Erregung hatte ihm verraten, daß die Mutter wohl einen ihrer schlimmen Anfälle hatte. Und da mußte er bei ihr sein.

Gerhard und Rose-Marie folgten ihm stumm und ebenfalls in großer Eile.

Als Hans vom Pferde sprang, ritten sie in den Hof.

»Geh' schnell hinauf, ich versorge Dein Pferd!« rief ihm Rose-Marie zu und sah ängstlich in sein blasses, düsteres Gesicht.

Er nickte nur und stürmte ins Haus.

Gerhard rief Böllermann herbei, übergab ihm die Pferde und sagte ihm wegen der Sandfuhren nach dem Damm Bescheid. Dann schickte er Rose-Marie ins Haus.

Ziehe Dir trockene Sachen an, Kind. Du bist ja ganz durchnäßt. Kommst da in dem strömenden Regen in dem dünnen Kleid angeritten!«

»Ich mußte doch Hans so schnell als möglich herbeirufen, Vati. Er hat so große Angst, daß seine Mutter ihm sterben könnte.«

Er streichelte ihr feuchtes Haar.

»Schon recht. Aber nun schnell umziehen, und dann gehst Du zu Musch und bleibst bei ihr, daß sie sich nicht beunruhigt. Ich gehe zu Hans hinauf und sehe, ob ich ihm von Nutzen sein kann.«

Rose-Marie nickte stumm und drückte seine Hand.

Als sie nach einer Weile wieder aus ihrem Zimmer kam, ging gerade Fräulein Ulrike vorüber.

»Wie geht es Tante Anna?« fragte sie hastig.

Diese zuckte die Achseln.

»Ich weiß nicht, Kindchen, es ist ganz schrecklich anzusehen, wie sich die Ärmste quält — als müßte sie ersticken. Es ist nur gut, daß der junge Herr so bald nach Hause kam, sie bangte sich schrecklich nach ihm.« —

Rose-Marie saß dann unten bei Musch. Gegen ihre sonstige unruhige Art war sie heute sehr still und beklommen. Ihr war zumute, als müsse Schreckliches geschehen.

Frau Henriette hatte selbst ihre Migräne und war davon so in Anspruch genommen, daß sie die Nachricht, daß Anna Ramberg unwohl sei, kaum beachtet hatte. Ihr Kopfweg war so arg, daß sie an gar nichts denken konnte. — —

Inzwischen war Hans bei seiner Mutter. Sie lag aus dem Diwan in ein loses Hauskleid gehüllt. Man hatte es ihr am Halse geöffnet. Ganz plötzlich hatte sie ihr Leiden wieder überfallen.

Ihr qualvoll verzogenes Gesicht hatte eine beängstigende Farbe angenommen.

Mühsam rang sie nach Atem und schien große Schmerzen zu haben.

Erst hatte sich die Wirtschafterin um sie gemüht; nun schickte sie Hans hinaus.

Er wußte, was er in solchen Fällen zu tun hatte, um der Mutter Erleichterung zu bringen.

Sie streckte die Hände hilf flehend nach ihm aus, und er richtete sie liebevoll höher empor und mühte sich in zarter Sorgfalt um die Kranke.

Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, nicht nur durch die körperliche Anstrengung verursacht. Jedesmal überfiel ihn die furchtbare Angst, daß der Anfall den Tod der Mutter herbeiführen konnte.

Anna Ramberg rang auch heute heldenhaft mit ihrem schmerzhaften Leiden.

Es war, als wehre sie sich mit aller Kraft gegen die drohende

Vernichtung. Aber diesmal war es stärker als sie.

Plötzlich richtete sie sich hoch empor und umklammerte ihres Sohnes Arm.

»Hans, mein Haus« rang es sich über ihre Lippen wie ein wilder Schrei. Und dann sank sie ebenso schnell schlaff und kraftlos zurück.

Die Spannung in ihren Zügen löste sich. Noch ein letzter liebevoller Blick traf in ihres Sohnes angstvolle Augen, ihre Hand glitt wie segnend über seine Stirn, dann hob ein letzter, freier Atemzug die beengte Brust und sie neigte den Kopf zur Seite. —

Anna Ramberg hatte ausgelitten. — —

Als Fritz Gerhard hinaufkam, um seine Hilfe anzubieten, fand er Hans in fassungslosem Schmerz über der Leiche seiner Mutter liegend.

Erschüttert beugte er sich zu ihm herab und hob ihn empor.

»Mein armer, lieber Junge — fasse Dich — gönne Deiner armen Mutter die Ruhe,« sagte er tiefbewegt und herzlich.

Hans warf sich wortlos an seine Brust, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihn. —

Es kamen trübe Stunden.

Hans wich nicht vom Sterbelager seiner Mutter an diesem Tage.

Sein Gesicht war wie erstarrt im Schmerz. Zu viel war ihm die Mutter gewesen, zu sehr hatte er sie geliebt.

Ihr Verlust traf ihn hart, trotzdem er schon lange ein schnelles Ende gefürchtet hatte.

Rose-Mark hatte laut aufgeweint, als ihr der Vater sagte, was geschehen war.

Während er seine Frau schonend vorbereitete, lief Rose-Marie hinaus in das Sterbezimmer.

Dort saß Hans starr und stumm neben seiner toten Mutter.

Ein Grauen packte das junge Mädchen. Es war das erste Mal, daß sie einen Menschen auf dem Totenbette sah.

Fassungslos, mit entsetztem Gesicht schaute sie in das stille Gesicht der Toten.

Und dann flog sie mit einem Wehruf auf Hans zu und umklammerte ihn, als müsse sie ihn vor etwas Schrecklichem, Furchtbarem schützen. Zitternd und wortlos schmiegte sie sich an ihn.

Er streichelte in tiefem Jammer ihr blondes Köpfchen.

Wenn ihn etwas trösten konnte in dieser Stunde, so war es Rose-Maries innige Anteilnahme an seinem Schmerz.

Innig umschlungen saßen sie dann lange beieinander und hielten Totenwache, bis Gerhard herauskam und sein Kind fortführte.

Still und scheu gingen die Leute im Hause umher.

Sie hatten alle die anspruchslose, freundliche Frau mit dem stillen Leidenszug um den feinen Mund gern gehabt. Es tat ihnen leid, daß sie gestorben war.

Die Wirtschafterin, die im Anfang geglaubt hatte, Anna Ramberg würde sie verdrängen, wußte nun, daß sie eine treue Helferin im Hause verloren hatte. Manche Ruhestunde hatte ihr die Tote verschafft.

Henriette Gerhard war fassungslos.

Wie innig hatte sie sich mit Anna in diesen zwei Jahren ihres Hierseins befreundet, wie selbstlos war diese auf all ihre kleinen Leiden eingegangen und hatte nie über das ihre geklagt.

Nun würde wieder niemand so recht Zeit für sie haben.

Sie weinte schmerzliche Tränen um den Verlust der Freundin, und Gerhard mußte ihr am Abend ein Schlafpulver geben, weil sie sich nicht beruhigen konnte.

Auch Rose-Marie hatte sich in den Schlaf geweint.

Nun war es still im Hause, alle waren zu Bett gegangen, außer Hans und Fritz Gerhard.

Der letztere ging noch einmal hinauf zu Hans, der noch immer bei seiner toten Mutter saß. Er legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Mein lieber Junge, ich wollte nicht zu Bette gehen, ohne etwas mit Dir zu besprechen, was mir am Herzen liegt. Deine arme Mutter ist tot — sie ruhe in Frieden. Ich möchte Dir zu bedenken geben, daß jetzt vielleicht die Zeit gekommen ist, wo Du Dich mit Deiner

Großmutter versöhnen kannst. Willst Du sie nicht an das letzte Lager Deiner Mutter rufen?«

Hans fuhr auf. Sein im Schmerz erstarrtes Gesicht bekam einen harten Ausdruck.

»Nein, Onkel Fritz — tausendmal nein! Sie ist schuld daran, daß meine arme Mutter so früh sterben mußte. Sie hat sie in Not und Elend gelassen, ohne die Hand zu rühren, und hätte es doch so leicht gehabt, ihr zu helfen, ihr Ruhe und Frieden wiederzugeben.

Wie ein Fluch hat ihr Groll auf uns geruht. Auch mein Vater mußte früh ins Grab, und sein Herz hat unsagbar darunter gelitten, daß sich meine Mutter wieder und wieder demütigte vor der harten Frau.

Ich habe ihm gelobt, darüber zu wachen, daß es nie mehr geschieht, und daß ich nie, nie einen Schritt tun werde, Frau Marianne Heydebrecht entgegenzukommen. Aus keinen Fall will ich, daß ihre kalten Augen auf meiner toten Mutter ruhen und ihren letzten Schlaf stören. Frau Heydebrecht ist uns eine Fremde gewesen, seit meine Mutter ihr Haus verließ. Sie hat schon damals erklärt, ihre Tochter sei tot für sie; nun, so soll sie uns auch jetzt als Fremde betrachten, ich habe nichts mit ihr gemein!«

Seine Augen flammten düster bei diesen Worten.

Gerhard faßte ihn bei beiden Schultern und sagte eindringlich:

»Ich verstehe Deinen Groll, Hans, aber ich weiß auch, daß es der heimliche Wunsch Deiner Mutter gewesen ist, daß Du dennoch eines Tages das Erbe antrittst, das man ihr verweigert hat.

Bedenke, Schönrode ist ein großer, herrlicher Besitz, gegen das mein kleines Gut eine Klitsche ist. Und Deine Großmutter ist eine sehr reiche Frau. Wer weiß, wie sie im Groll testiert, wenn keine Versöhnung zustande kommt. Sei vernünftig. Der Tod Deiner Mutter wird mahnend an ihr Herz klopfen, und wenn sie an ihrem Grabe steht, streckt sie Dir vielleicht selbst die Hand entgegen.

Du brauchst Deinem Gelübde nicht untreu zu werden. Wenn Du ihr den Tod Deiner Mutter meldest und sie aufforderst, ihrer Beerdigung beizuwohnen, so vergibst Du Dir nichts, das würde auch Dein Vater gestattet haben. Vielleicht öffnet sie Dir ihr Herz.«

Hans schüttelte in verbissenem Grimm den Kopf.

»Das Herz, das sich meiner Mutter verschloß, mag auch mir verschlossen bleiben. Ich will weder die Liebe, noch den Reichtum dieser Frau. Meine Mutter weckt sie mir doch nicht wieder auf. Von mir erfährt sie nicht, daß meine Mutter gestorben ist; ich rühre keine Hand um sie.«

Gerhard trat ans Fenster und sah hinaus. Dann wandte er sich Hans wieder zu und sagte ernst:

»Es tut mir leid, daß ich Dich nicht anderen Sinnes machen kann!«

Hans faßte seine Hand.

»Verzeihe mir, Du meinst es gut, aber Du weißt nicht, was wir alle gelitten haben wegen dieser Frau!«

»Sie war aber dennoch die Mutter der Deinen. Und Deine Mutter hat sie geliebt bis zuletzt — trotz ihrer Härte. Sie hat mir vor einigen Monaten, nach einem ihrer schlimmen Anfälle, einen Brief übergeben — an Deine Großmutter.«

Hans fuhr auf.

»Trotzdem sie Vater gelobt hat, nie mehr einen Schritt zur Versöhnung zu tun?« fragte er schmerzlich.

»Gemach, mein Junge — trotz des Briefes hat Deine Mutter ihr Gelübde gehalten. Diesen Brief hat sie mir nur gegeben zum Aufbewahren, und sie sagte dabei:

»Es könnte sein, daß ich sterben muß ohne je meine Mutter wiederzusehen ohne mit ihr versöhnt zu sein. Eines Tages aber — und sei es erst auf dem Totenbette — wird meine Mutter vielleicht ihre Härte bereuen und vielleicht meinen Sohn zu sich rufen, wenn ich nicht mehr bin. Dann soll ihr dieser Brief sagen, wie sehr ich sie trotz allem geliebt habe, und daß ich ihr nie grollte ihrer Härte wegen. — Darum, lieber Fritz, verwahre diesen Brief auf alle Fälle. An dem Tage, da meine Mutter meinem Sohne versöhnend die Hand entgegenstreckt, soll sie diesen Brief erhalten!«

Siehst Du, mein Junge, Deine Mutter hoffte bis zuletzt darauf, daß Deine Großmutter sich eines Tages versöhnlich zeigen würde; das wollte ich Dir sagen. Da Du der alten Frau nicht schreiben willst, so

will ich ihr wenigstens der Ordnung halber melden, daß Deine Mutter in meinem Hause heute verschieden ist.

Und nun lasse ich Dich allein mit der geliebten Toten, die Du so sehr liebtest, daß *Du* diejenige hassen mußt, die ihr aus verbittertem Herzen Leid zufügte.

Den Brief Deiner Mutter an Deine Großmutter werde ich aufbewahren, vielleicht kommt doch einmal die Zeit, da er an seine Adresse gelangen darf!«

Hans fuhr mit der Hand durch das Haar.

»Ich bezweifle es, Onkel Fritz, und ich tue jedenfalls nie einen Schritt, der ihr entgegenführt.«

Gerhard sah ihm mit liebevollem Ernst in die Augen.«

»Wie Gott will. Und nun gute Nacht, Hans!«

Sie schüttelten sich die Hände. Einer war sich des Wertes des anderen voll bewußt, trotz der Meinungsverschiedenheit. —

Fritz Gerhard ging noch in sein Arbeitszimmer, um an Marianne Heydebrecht zu schreiben, damit der Brief am nächsten Morgen vom Milchmann gleich in der Stadt aus das Postamt gebracht werden konnte.

Der Brief lautete:

»Liebe Tante Marianne! Seit Jahren ist die Korrespondenz zwischen uns auf Deinen Wunsch bis auf die üblichen Glückwünsche zu Neujahr und zu den Geburtstagen zusammengeschmolzen. Daß ich Dir heute schreibe, wird Dir sagen, daß es nicht ohne besonderen Grund geschieht.

Nicht mit persönlichen Angelegenheiten will ich Dir lästig fallen, sondern Dir nur die betrübende Mitteilung machen, daß heute Vormittag um elf Uhr Deine Tochter Anna in meinem Hause verschieden ist, infolge eines langjährigen Herzleidens.

Anna lebte seit zwei Jahren — nachdem ihr Mann gestorben war und sie in sehr mißlichen Vermögensverhältnissen zurückgelassen hatte — mit ihrem Sohn Hans in meinem Hause.

Hans Ramberg ist als Wirtschaftseleve bei mir in Stellung, und seine Mutter unterstützte meine leidende Frau im Haushalt.

Ich teile Dir der Ordnung halber ihr Verscheiden mit und füge aus ehrlichem Herzen den Wunsch hinzu, daß sich über Annas letzter Ruhestätte zwei Herzen zueinander finden mögen, die doch zusammen gehören.

Ich hoffe, liebe Tante, daß der Tod Deiner armen Tochter Deinen jahrelangen Groll besänftigt, und daß Du Deinem Enkel die Hand zur Versöhnung reichst, damit Dein Alter nicht noch einsamer werde, als Dein bisheriges Leben.

Bei uns ist sonst alles beim alten.

Wir grüßen Dich herzlich. Ich hoffe baldigst eine gute Antwort von Dir zu erhalten.

Dein Fritz Gerhard.«

Dieser Brief wurde am nächsten Morgen abgeschickt.

Hans gegenüber erwähnte Gerhard kein Wort mehr über die Angelegenheit. Er sagte sich, daß es nutzlos sei, vorläufig davon zu sprechen.

Am Nachmittag kam Rose-Marie in das Arbeitszimmer ihres Vaters.

»Vati, laß mich ein Weilchen bei Dir bleiben. Musch schläft und Hans ist jede freie Minute bei seiner toten Mutter. Ich möchte ihn nicht stören. Der Regen läßt auch nicht nach, daß man hinaus könnte.«

»Und meinen kleinen Wildfang bedrückt die ernste Stimmung im Hause, gelt?«

Rose-Marie umfaßte des Vaters Hals und schmiegte ihre Wange an die seine.

»Warum müssen gute Menschen, die man lieb hat, sterben, Vati?«
Er streichelte ihre Wange und sagte:

»Darauf kann ich Dir leider keine Antwort geben, mein Kind.

Sterben müssen wir alle einmal, das ist Naturnotwendigkeit. Wir werden alt und junge Menschen treten an unsere Stelle. Alles verjüngt sich und erneuert sich in der Natur.«

»Aber warum sterben die Menschen nicht hübsch der Reihe nach, Vati? Konnte nicht lieber Hans' böse Großmutter eher sterben, als seine Mutter?«

Gerhard seufzte, wie so mancher Vater, der seinem Kinde eine Frage nicht zufriedenstellend beantworten kann.

»Mach' Dir nicht Kopf und Herz schwer mit solchen Fragen. Vielleicht will der liebe Gott der alten Frau Zeit lassen, ein Unrecht gutzumachen!«

»O, an Tante Anna kann sie nun nichts mehr gutmachen!«

»Aber an Hans. Sieh mal, Rose-Marie, hier in diesem Schreibtischfach liegt ein Brief Tante Annas an ihre Mutter. Sie hat sie herzlich lieb gehabt bis zu ihrem Tode. Und dieser Brief soll ihr eines Tages sagen, daß ihr verstoßenes Kind nie aufgehört hat, sie zu lieben. Leider darf ich ihn der alten Frau nicht eher geben, als bis sich ihr Herz versöhnend dem Enkel öffnet.

Wir beide, Du und ich, die wir Hans lieb haben und ihm alles Gute wünschen, wollen hoffen, daß der Brief bald in die Hände der alten Frau kommen darf, denn dann wird Hans Ramberg kein armer, heimatloser Mann mehr sein, sondern der Erbe von Schönrode.«

Rose-Marie nahm den Brief, den ihr der Vater zeigte, in die Hand und betrachtete ihn seufzend.

»An meine liebe Mutter — Frau Marianne Heydebrecht auf Schönrode.«

So stand in Tante Annas feinen, klaren Schriftzügen auf dem Kuvert .

»Weißt Du was, Vati, ich möchte der Frau Marianne Heydebrecht einmal sagen, was ich von ihr denke.«

Gerhard lächelte.

»Ei, mein Kücken, was würden da für nette Sachen zum Vorschein kommen. Aber wer weiß, vielleicht kommt es einmal dazu, vielleicht erhält sie einmal aus Deiner Hand diesen Brief mit den nötigen

Kommentaren.

Vorläufig wollen wir ihn hier wieder aufbewahren, bis die alte Dame versöhnlich gestimmt ist. Vielleicht ist die Zeit nahe!«

Fritz Gerhard hoffte im stillen, daß Frau Marianne Heydebrecht auf seinen Brief hin einlenken würde.





5. Kapitel.

Die Herrin von Schönrode.

Das Gut Schönrode lag etwa zwei Stunden von Eisenach entfernt in der schönsten Gegend des Thüringer Waldes und gehörte zu den größten und reichsten Grundbesitzen.

Marianne Heydebrecht hatte das Gut als einziges Kind von ihren Eltern geerbt und bewirtschaftete es seit dem Tode der Eltern selbst.

Ihr Mann, der Offizier gewesen war, hatte sich nie um die Bewirtschaftung gekümmert. Er starb in jungen Jahren an den Folgen eines Sturzes vom Pferde.

Marianne hing nach seinem Tode ihr ganzes Herz an ihre einzige Tochter Anna.

Sie war ihr Stolz und ihr Glück, aber ihre Liebe zu dem Kinde war wie ihr ganzer Charakter, etwas eigenwillig und herrschsüchtig.

Anna sollte ihr Glück nur aus den Händen der Mutter empfangen, und trotz aller Liebe tyrannisierte Frau Marianne ihre Tochter, wie sie auch schon den Gatten etwas tyrannisiert hatte.

Dabei war sie eifersüchtig in hohem Grade und gönnte niemand einen Anteil an der Liebe ihres Kindes.

Anna sollte dann an den Baron von Rastenau verheiratet werden, obwohl sie ihn nicht liebte.

Vielleicht wollte die eifersüchtige Mutter gar nicht, daß ihr Kind einen anderen Menschen mehr liebte, als sie. Deshalb war sie auch außer sich, daß Anna ihr gestand, daß sie einen armen Sprachlehrer, den sie in Eisenach kennen gelernt hatte, liebte, und daß sie seine Frau werden wollte.

Die herrschsüchtige und eifersüchtige Mutter wehrte sich mit aller

Heftigkeit gegen diese Ehe und bestand auf Annas Vermählung mit Rastenaus. So kam es zum Bruch zwischen Mutter und Tochter, und Anna verließ das Elternhaus, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Marianne Heydebrecht war wie zerschmettert gewesen, als sie entdeckte, daß Anna geflohen war.

Sie konnte es erst nicht fassen, daß die Liebe ihres Kindes nicht stark gewesen war, um es zur Fügsamkeit zu bewegen.

Überzeugt, daß Karl Ramberg Anna zu dieser Flucht beredet hatte, warf sie einen unauslöschlichen Haß auf diesen.

Daß Anna gewählt hatte zwischen ihr und Ramberg, und daß sie dabei unterlegen war, kränkte den Stolz der herrschsüchtigen Frau aufs tiefste.

Sie hatte namenlos gelitten, denn sie liebte ihr Kind Unsagbar. Aber sie verhärtete ihr Herz in tiefster Bitterkeit.

Mit dem Schicksal hadernd, zog sie sich bis ins Innerste getroffen von allen Menschen zurück, mit denen sie nicht geschäftlich verkehren mußte.

Mit einem förmlichen Ingrimme vergrub sie sich in die Arbeit und schien für nichts mehr Sinn zu haben, als für das Gedeihen ihres Besitzes.

Annas Briefe beantwortete sie nicht; sie hoffte wohl heimlich, daß diese dann reumütig zurückkehren würde.

Später schickte sie die Briefe uneröffnet zurück und redete sich in verbissenem Groll ein, ihre Tochter sei gestorben.

Ein großes Porträt Annas, welches über ihrem Bette hing, mußte ihr Diener Gustav auf den Speicher tragen. Auch sonst verbannte sie alle Andenken an ihre Tochter aus ihrer Nähe, und ihr Name durfte in Schönrode nicht mehr genannt werden.

Mit einem wahren Selbstvernichtungstrieb wütete sie gegen sich selbst, denn ihr Herz versteinerte sich in jenen furchtbaren Tagen tiefster Seelenqual.

Wäre Anna zurückgekehrt, hätte sie sich ihr zu Füßen geworfen und sie mit ihren Armen bittend umfaßt, vielleicht wäre das verbitterte Herz weich geworden, vielleicht hätte sie es verzeihend

geöffnet.

Briefe aber waren diesem versteinerten Schmerz gegenüber machtlos.

Und so waren zwei Menschen auf immer getrennt, die sich im Grunde ihres Herzens liebten und zueinander gehörten.

So lebte die alte Frau von Jahr zu Jahr einsamer und verbitterter auf ihrem herrlichen Besitz und hatte keine Freude daran.

* *
*

Es war ein regnerischer Apriltag Marianne Heydebrecht war eben von einem Inspizierungsgange durch die Ställe in das Haus zurückgekehrt.

Sie trat in das schöne, mit Eichenholz ausgeschlagene Speisezimmer, wo auf einem Tisch am Fenster das Frühstücksgerät bereit stand.

Die schweren, gediegenen Eichenmöbel mit den kostbaren Holzschnitzereien, das massive Silbergerät auf den Kredenzschränken, die hohen, geschnitzten und mit Leder bezogenen Stühle, die schweren Vorhänge und kostbaren Tapeten zeugten von dem Reichtum des Hauses und altererbter Pracht.

Sehr seltsam nahm sich in dieser Umgebung die mit puritanischer Einfachheit gekleidete Frauengestalt aus.

Die Herrin von Schönrode trug ein schlichtes, graues Kleid von festem Stoff. Es war nur am Halsbündchen mit einem schmalen, weißen Stickereistreifen geziert.

Das graumelierte Haar umgab glattgescheitelt den schmalen Kopf mit den energischen Zügen.

Wie in Stein geschnitten erschien dieses Gesicht.

Ein verbitterter, harter Ausdruck lagerte um den zusammengepreßten Mund, und die Augen blickten gewöhnlich scharf und kalt.

Nur manchmal, wenn Marianne Heydebrecht eine Stunde untätig auf ihrem Platz am Fenster saß, wo sie ihre ganze Umgebung

kontrollieren konnte, wenn sie sich in trübes Sinnen verlor, dann begannen diese Augen unruhig umherzuschweifen, wie in angstvoller Hast, als ob sie etwas suchten.

Und dann brach jäh wie ein Blitz zuweilen ein so wild verzweifelter Blick aus diesen Augen, daß man nicht mehr an ihre kalte Ruhe hätte glauben können.

Aber so sah nie ein Mensch die einsame Frau.

Sie ließ sich nie lange gehen, wenn diese Stimmung über sie kam. Dann schaffte sie sich Arbeit, harte, ermüdende Arbeit, bis sie erschöpft auf ihr Lager sank.

Wie jeden Morgen, lag auch heute die Postmappe schon bereit auf ihrem Platz. Ihr alter Diener Gustav brachte das Frühstück und setzte es stumm auf den gedeckten Tisch.

Marianne Heydebrecht aß und trank in der Art eines Menschen, der sich kaum bewußt wird, was er ißt, und gewissermaßen nur aus Pflichtgefühl Nahrung zu sich nimmt. Dann schob sie den Teller von sich und öffnete mit einem kleinen Schlüssel, den sie an der Uhrkette trug, die Posttasche.

Gleichmütig sah sie ein Schreiben nach dem anderen durch.

Es waren nur geschäftliche Mitteilungen aller Art.

Plötzlich stutzte sie aber und blickte auf ein Kuvert, das die energischen, steilen Schriftzüge Fritz Gerhards trug.

Sie erkannte dieselben sofort und prüfte dennoch den Poststempel, als wollte sie sich vergewissern, daß der Brief wirklich von ihm war.

Dann überlegte sie, ob sie etwa Geburtstag hatte. Lange schon achtete sie dieses Tages nicht mehr.

Aber nein, ihr Geburtstag war ja im August. Was wollte denn Fritz Gerhard zu so außergewöhnlicher Zeit?

Sie wollte den Brief erst zurücklegen, Privatkorrespondenz liebte sie längst nicht mehr. Aber dann öffnete sie ihn doch.

Wenn Marianne Heydebrecht vor einem Menschen etwas wie Respekt fühlte, dann war es Fritz Gerhard, dem sie besonders zugetan war, ehe das Unglück über sie kam.

Langsam entfaltete sie den Brief und las.

Und da starrten ihre Augen in jähem Schreck auf das Papier.

Wie von einer geheimnisvollen Macht getrieben, fuhr sie kerzengerade empor, ein gurgelnder Laut rang sich über ihre Lippen, und dann plötzlich stürzte sie zu Boden wie ein gefällter Baum. — —

Niemand durfte das Zimmer der Gutsherrin betreten, wenn er nicht gerufen wurde.

So lag Marianne Heydebrecht einsam auf der Erde, neben sich den Brief mit der Todesnachricht ihres einzigen Kindes.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß diese eisenfeste Natur einer Ohnmacht erlag.

Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen hatte, als sie wieder zu sich kam und sich mühsam emporrichtete.

Todmüde, wie zerbrochen ließ sie sich in ihren Lehnstuhl gleiten und sah mit starren Augen herab auf den Brief, der noch zu ihren Füßen lag.

Erst nach langer Zeit bückte sie sich danach und las ihn noch einmal langsam durch.

Und in ihrem Herzen brannte und wühlte von neuem, was sie für erstorben gehalten hatte.

T o t — ihr einziges Kind tot — nicht nur für sie, auch für alle anderen Menschen!

Ein Stöhnen brach aus ihrer Brust, und ein Zittern durchlief ihren Körper.

So war ihre Tochter doch nicht reuevoll zu ihr zurückgekehrt, auch dann nicht, als ihr Mann gestorben war.

Lieber war sie zu Fritz Gerhard gegangen und hatte dort eine Zuflucht gesucht.

Die Mutter galt ihr nichts, hatte ihr nie etwas gegolten, sonst hätte sie dieselbe nicht verlassen um eines Mannes willen.

Nochmals las sie den Brief, und da erst nahmen ihre Gedanken die Nachricht auf von ihrem Enkel.

Ihr Enkel!

Sie lachte bitter und gequält auf.

Dieser Enkel hatte ihr gleich seinem Vater die Liebe ihres Kindes geraubt.

All die Jahre hatte er die Liebe seiner Mutter besessen, während sie darbt und sich vergebens in heißer Sehnsucht verzehrte.

Was wollte dieser Enkel von ihr?

Gerhard forderte, daß sie ihm die Hand zur Versöhnung reichte, ihm, der ihr Feind war, gleich seinem verhaßten Vater.

Nein, nein, von diesem Enkel wollte sie nichts wissen.

Er schielte wohl begehrllich nach ihrem Erbe, hoffte wohl, daß der Tod der Mutter sie gefügig mache?!

O, er sollte sich verrechnen. Für diesen Enkel regte sich nichts in ihrem Herzen als Groll und Eifersucht.

Fort mit ihm aus ihrem Gedächtnis! Sie wollte nicht an ihn denken — wollte nicht! —

Und plötzlich erhob sie sich mit einem harten, versteinerten Ausdruck und schritt in ihr Arbeitszimmer.

Mit zusammengepreßten Lippen und starr blickenden Augen schrieb sie, ohne zu zittern, auf einen Bogen Papier:

»Lieber Fritz!

Meine einzige Tochter ist mir bereits vor zweiundzwanzig Jahren gestorben. Ihr Verlust hat mich damals bis ins Mark getroffen.

Ich bin eine einsame, verbitterte Frau und mein Herz ist hart wie Stein geworden. Es kann nichts mehr fühlen. Alles, was den Namen Ramberg führt, ist mir verhaßt.

Das ist alles, was ich Dir ans Deinen Brief zu antworten habe.

Ich danke Dir für Deine Mühe und hoffe Dich und die Deinen wohl.

Mit besten Grüßen

Deine Marianne Heydebrecht.«

Fest und klar standen diese Worte auf dem«Papier.

Und dann ließ sie sofort mit einem reitenden Boten den Brief zum Postamt befördern.

Es war, als wollte sie damit eine Schranke aufrichten gegen ein heimlich drängendes Gefühl in ihrem Herzen.

Unwillkürlich streckte sie die Hand aus, als der Bote davonritt, als wollte sie ihn zurückhalten. Aber gleich darauf rückte sie sich steif empor und ihr Gesicht war hart und kalt wie immer.

Aber in den nächsten Tagen lief sie umher, als sei ihre Seele nicht mehr in ihrem Körper.

Ihre Leute sahen sie verwundert an, denn ihre Befehle klangen nicht klar und präzise wie immer.

Es war, als wenn die sonst so energische Herrin im Traum umherging.

Der alte Gustav, der nun schon ein Menschenalter in Schönrode war, beobachtete seine Herrin mit sorgenvoller Miene.

Stundenlang lief Marianne Heydebrecht im Walde umher, dessen Rauschen eine seltsame Sprache mit ihr zu reden schien.

Sie blieb zuweilen versonnen stehen, als lausche sie auf ein fernes Geräusch.

Waren das nicht Totenglocken, die ihr durch das Waldesrauschen an das Ohr schlugen?

Riefen sie dieselben nicht mit ernstem Mahnen an die letzte Ruhestätte ihrer Tochter?

Sie lehnte sich stöhnend an einen Baum und barg das schmerzvolle Antlitz in den Händen.

So rang die aus ihrem Gleichgewicht gerissene Seele dieser Frau gegen Stolz und Trotz und bäumte sich wieder auf gegen ein weicheres Gefühl, das sich in ihr Herz schleichen wollte.

Aber sie war aus zähem Stoff geschnitzt.

Nach einigen Tagen war sie wieder Herr über sich geworden und niemand wußte, wie furchtbar sie gelitten hatte.

Nur der alte Gustav bekam eine Ahnung davon, als ihm eines Tages Marianne Heydebrecht befahl, mit ihr auf den Speicher zu

kommen.

Sie suchte selbst wieder das einst verbannte Bild der Tochter hervor und ließ es vom Staub reinigen.

Dann mußte es der alte Gustav an seinen alten Platz über ihrem Bette hängen, aber sonderbarerweise mit dem Gesicht nach der Wand.

Ertrag die alte Frau nicht den Anblick des frohen, jungen Mädchengesichtes, das, von goldblonden Locken umrahmt, so bittend zu ihr niederschaute?

Noch steinerne war in diesen Tagen das Gesicht der Herrin von Schönrode geworden.

Streng und unbeugsam gegen sich selbst und andere, tat sie ihre Pflicht und arbeitete täglich bis zur völligen Erschöpfung, damit sie des Nachts Ruhe fand.





6. Kapitel.

Der Abschied.

Anna Rambergs sterbliche Reste waren der Erde übergeben worden. Sie ruhte drüben am Walde auf dem Burgauer Friedhof, der gleich Gerhards Gut neben der Kirche auf einem Hügel lag.

Hans konnte von feinem Giebelfenster aus hinüberschauen.

In dem Gerhardschen Erbbegräbnis hatte sie den letzten Ruheplatz gefunden.

Hans hatte seinen Schmerz mannhaft bekämpft.

Fritz Gerhard hatte ihm auch nichts von der Antwort seiner Großmutter gesagt, um ihn nicht noch mehr gegen die alte Frau zu verbittern.

Noch gab er es nicht auf, zu hoffen, daß Marianne Heydebrecht doch eines Tages ihren Enkel anerkennen und zu sich rufen würde.

Einmal klopfte Gottes Finger auch an das härteste Menschenherz-! —

Rose-Marie war für Hans Ramberg in diesen Tagen der Trauer ein rechter Herzenstrost.

Sie plauderte in ihrer frischen, herzigen Art mit ihm und suchte ihm die trüben Gedanken zu verscheuchen.

Niemand hatte soviel Einfluß auf seine Stimmung, wie sie.

Seine Augen leuchteten auf, wenn er sie sah, und jede freie Stunde verbrachte er in ihrer Gesellschaft.

Inzwischen war der Fluß wohl noch etwas höher gestiegen, aber auch diesmal sollten die geizigen Bauern recht behalten.

Der Damm hielt aus, und in der nächsten Gemeinderatssitzung wurde Fritz Gerhard ein wenig ausgelacht wegen seiner Angst.

Die Bauern behaupteten, der Damm halte noch mindestens zwanzig Jahre und sei ein ausreichender Schutz gegen die Großwassergefahr.

Gerhard zuckte die Achseln und seufzte. Er sah ein, daß er nichts machen konnte.

Trotzdem blieb er bei seiner Behauptung, daß der Damm nicht widerstandsfähig genug sei.

Noch ein letztes Mal war er mit Hans hinausgeritten und hatte aufatmend konstatiert, daß wohl für dieses Jahr jede Gefahr vorüber sei.

Auf dem Heimweg hatte er dann eine Weile nachdenklich vor sich hingesehen. Dann wendete er sich zu Hans:

»Mein lieber Junge, nun mir die Sorge mit dem Damm vorläufig vom Herzen genommen ist, kann ich meine Gedanken wieder einer anderen Angelegenheit zuwenden. Diese Angelegenheit betrifft Dich!«

Hans blickte ihn erwartungsvoll an.

Ihre Pferde gingen im Schritt nebeneinander her.

»Mich, Onkel Fritz?«

»Ja, mein Junge. Sieh mal, was Du bei mir lernen konntest, das hast Du gelernt. Mein Gut ist auch nicht groß genug, daß Du in Zukunft ein ausreichendes Feld der Tätigkeit hier neben mir finden würdest. Du sollst Deine Kräfte regen und noch mehr hinzu lernen.

Ich habe deshalb daran gedacht, daß Du einen anderen Wirkungskreis erhalten sollst. Glaube nicht, daß es mir leicht wird, Dich fortgehen zu lassen; ich habe Dich lieb gewonnen, wie einen Sohn, und Du wirst uns allen sehr fehlen. Aber ich denke zuerst an *Dich*.

Ich kann Dir keinen Gehalt zahlen, aber Du sollst verwerten, was Du gelernt hast, und Geld verdienen.

Hier bin ich selbst genug, um die Aufsicht über die Leute zu führen und die Geschäfte zu erledigen. Du würdest neben mir Dein Können nicht genügend ausnützen.«

Hans ergriff impulsiv seine Hand.

»Onkel Fritz, ich weiß, daß Du nur mein Bestes im Auge hast. Und offen gestanden, ich habe schon selbst daran gedacht. Solange meine Mutter noch lebte, wies ich den Gedanken, Dein Haus zu verlassen, immer von mir.

Schwer, sehr schwer wird mir das Scheiden auch jetzt noch werden. Aber ich kann doch nicht immer hier bleiben, und wenn es Dir recht ist, werde ich mich nach einer passenden Stelle umsehen.«

Gerhard sah ihn mit seinen klaren, guten Augen freundlich an.

»Das wird nicht mehr nötig sein. Ganz in der Stille habe ich mich bereits für Dich verwandt und habe eine gute Position für Dich in Aussicht.

Du weißt, ich war früher erster Verwalter bei Graf Ronach. Seine Güter liegen in Thüringen, in der Gegend von Erfurt.

Graf Ronach ist mir heute noch sehr gewogen und gibt etwas auf mein Urteil. Ich habe mich Deinetwegen an ihn gewandt, und er will Dich trotz Deiner Jugend als zweiten Verwalter anstellen — es fehlt nichts, als Deine Einwilligung.

Die Stellung ist angenehm bei Fleiß und treuer Pflichterfüllung die ich bei Dir als selbstverständlich voraussetze Du wirst ein anständiges Gehalt beziehen, und vor allen Dingen noch sehr viel *lernen*.

Der jetzige erste Verwalter ist ein guter Freund von mir, er war damals als zweiter Verwalter neben mir angestellt und nahm meine Stellung ein, als ich abging.

Du wirst in ihm einen guten Vorgesetzten und ehrlichen Förderer finden. Überlege Dir also meinen Vorschlag und gib mir morgen Bescheid.«

Hans richtete sich lebhaft im Sattel empor.

»Es braucht keine Überlegung, Onkel Fritz, und ich kann mich schon jetzt dafür entscheiden!«

Gerhard schüttelte den Kopf.

»Nein, mein Junge, es ziemt einem vernünftigen Mann, Für und Wider zu erwägen, wenn es einen neuen Schritt in die Zukunft gilt. Hast Du überlegt, dann entschlossen das Lebensschiff in neue

Bahnen gesteuert — aber erst dann. Du bist ein Heißsporn, mein lieber Hans und mußt noch lernen, Dir bei Deinen Entschlüssen Ruhe zu gönnen. Erst wägen — dann wagen!«

Hans tat einen tiefen Atemzug und sagte:

»Onkel Fritz, ich wünschte, ich könnte Dir in allen Stücken gleichen!«

Gerhard lachte gutmütig und nickte ihm freundlich zu.

»Wenn Du in meine Jahre kommst, wird sich der Heißsporn auch gemäßigt haben. Also morgen gibst Du mir Deinen Bescheid!«

»Es soll so sein, wie Du willst, Onkel Fritz!«

Schweigend ritten sie weiter.

Hans spann neue Zukunftspläne und Fritz Gerhard sah zuweilen in sein lebhaft getötetes Gesicht.

Er hatte vorhin nicht zuviel gesagt, als er bemerkte, daß er Hans wie einen Sohn liebte.

Und manchmal hatte er schon Zukunftspläne gebaut, wenn er Hans und Rose-Marie im Verkehr miteinander beobachtete.

Wenn diese beiden geliebten jungen Menschen sich einst für das Leben fanden, dann konnte er beruhigt sein über das Schicksal seines Kindes. Aber das waren nur schattenhafte Wünsche, Rose-Marie war ja noch ein Kind.

Auch Hans Rambergs Verhältnis zu seiner Großmutter beschäftigte Gerhard.

Nicht ohne Nebengedanken wollte er Hans als Verwalter auf den ausgedehnten Besitzungen des Grafen Ronach sehen. Würde er einst der Herr von Schönrode, dann kam ihm das sehr zu statten. —

Fritz Gerhard hatte sich vorgenommen, eines Tages selbst Marianne Heydebrecht aufzusuchen und die Sache seines Schützlings zu führen.

Persönlich hoffte er mehr zu erreichen. Er wollte nur noch warten, bis Hans etwa ein Jahr beim Grafen Ronach war, damit er sich auch auf dessen Zeugnis über die Qualitäten des jungen Mannes berufen konnte.

Gerhard hatte diesen Plan schon mit Rose-Marie besprochen, und

sie war überzeugt, wenn einem Menschen dieses Versöhnungswerk gelang, dann würde es ihr Vater sein.

»Weißt Du was, Vati, dann nimmst Du mich mit und ich helfe Dir,« hatte sie gesagt.

Als die Herren an der Gartenmauer entlang den Hügel hinausritten, erschien Rose-Maries blonder Kopf über der Gartenmauer.

Mit einem Satz schwang sie sich empor.

»Gottlob, daß Ihr endlich heimkommt — ich habe einen Mordshunger!« rief sie lebhaft.

»Das ist Normalzustand bei Dir, Rose-Marie,« neckte Hans.

Sie lachte und freute sich, daß er einmal wieder ein lächelndes Gesicht zeigte.

»Gottlob, daß Du wieder einmal froh aussiehst, Hans. Dann darfst Du mich gern necken. Aber nun sputet Euch. Musch sitzt schon erwartungsvoll am Frühstückstisch. Sie hat heute kein Kopfweh.«

»Nun, spute Dich nur selbst, ehe Du durch den Garten läufst, sind wir längst im Hause.«

»Pöh — das wollen wir erst mal sehen. Wetten, daß ich zuerst am Frühstückstisch bin?«

»Gut, ich halte die Wette. Um was geht es?«

»Um ein Pfund Schokolade.«

Hans machte ein entsetztes Gesicht.

»Ein ganzes Pfund? Das kostet ja ein Vermögen!«

»Gut, also ein halbes Pfund — aber prima Sorte.«

»Abgemacht!«

»Vati, zähle!« rief Rose-Marie eifrig und setzte zum Sprung an.

Gerhard zählte lachend bis drei.

Mit einem Satz verschwand der Blondkopf von der Mauer. In wildem Lauf stürmte Rose-Marie durch den Garten. Mit großen Sprüngen setzte sie über die Beete weg. Einmal blieb sie an einem Stacheldraht hängen mit dem Kleid. Sie riß sich hastig los und ein klaffender Riß war das Ergebnis.

Die Zöpfe flogen ihr wild um den Kopf, und in einem sehr

derangierten Zustand jagte sie gleich darauf in das Eßzimmer hinein, gerade in dem Augenblick, als Hans vom Hofe aus über die Veranda durch die andere Tür eintrat.

Noch ein kühner Satz und sie saß als erste neben Musch am Frühstückstisch.

Triumphierend steckte sie Hans die Zunge heraus.

»Gewonnen! Du mußt die Schokolade berappen, Hans!« Frau Henriette hatte beschwörend die Hände erhoben.

»Aber, Rose-Marie, wirst Du denn nie lernen, Dich gesittet zu betragen? In welchem Zustand kommst Du nun wieder zum Frühstück? Es ist ein Jammer mit Dir!«

Rose-Marie sah an sich herab und beachtete nun erst den Riß im Kleid.

»O weh, Musch — ein Loch in der Natur! Aber diesmal weiß ich wirklich nicht, wie ich dazu gekommen bin,« sagte sie seufzend, den Riß betrachtend und vergeblich die Reißflächen zusammenpassend.

»Das ist gerade das schlimmste, daß Du nie auf Dich achtest!«

Hans küßte Tante Henriette die Hand.

»Diesmal mußt Du mich schelten, liebe Tante. Wir haben gewettet, wer zuerst am Frühstückstisch sitzt, und da es um ein halbes Pfund prima Schokolade ging, konnte unser Wildfang unmöglich auf den Riß achten.«

Henriette sah Hans, den sie sehr gern hatte, mit vorwurfsvollem Lächeln an.

»Du entschuldigst alle Tollheiten Rose-Maries, gerade wie ihr Vater. Wie soll ich da Macht gewinnen über dieses Barbarenkind?«

Rose-Marie sprang auf und küßte die Mutter herzlich ab.

»Herzensmusch, ärgere Dich nicht über Dein Barbarenkind. Du weißt doch, Vati sagt immer: Wenns Herz nur schwarz ist!«

Gerhard trat eben ein und hörte ihre Worte.

»Du, Wildfang dieser Ausspruch gilt eigentlich nur für einen Neger, dessen Echtheit bezweifelt wird. Da Du kein Neger bist, hast Du auch kein Recht auf ein schwarzes Herz. Was hast Du denn wieder angestellt?«

Sie sprang auf und zeigte ihm mit drollig zerknirschter Miene den Riß.

»Aha — das Ergebnis der Wette, nicht wahr?« fragte er lachend.
Sie nickte.

»Na, hast Du wenigstens gewonnen?«

»Ja, Vati, mit einer Nasenlänge!«

»So; nun, dann stopfe den Riß mit der gewonnenen Schokolade.«

Rose-Marie umarmte ihn jubelnd.

Frau Henriette sah seufzend in Hans lächelndes Gesicht.

»Ist das nun ein vernünftiger Vater?« fragte sie hilflos.

Gerhard umfaßte sie liebevoll.

»Sei gut, Henriette. Sieh' mal, wir haben endlich einmal wieder frohe Gesichter. Und das Hochwasser fällt rapid. Da wollen wir uns nicht durch einen Riß im Kleid verstimmen lassen!«

In heiterer Stimmung nahm man das Frühstück ein.

Als Hans einmal herzlich lachte über eine drollige Bemerkung Rose-Maries, drückte diese in stummem Jubel dem Vater unter dem Tisch die Hand.

Sie war so froh darüber.

Der Vater nickte ihr verständnisvoll zu.

Nach Beendigung des Frühstücks sagte Hans zu Rose-Marie:

»Ich lasse jetzt anspannen und fahre in die Stadt, um für Onkel Fritz verschiedene Aufträge zu erledigen. Willst Du mitkommen?«

Sie klatschte in die Hände.

»O, fein! Natürlich komme ich mit! Gleich ziehe ich mir ein anderes Kleid an und kann in fünf Minuten fertig sein!«

»Sagen wir in einer Viertelstunde Du kannst Dir dann in der Stadt gleich selbst die Schokolade aussuchen, die Du gewonnen hast.«

»Hm — famos — wird gemacht! Musch, hast Du was zu besorgen? Brauchst Du Stickgarn oder Nähseide, oder so'n Kram?«

»Einige Meter Seidenband kannst Du mitbringen, und zum Buchhändler kannst Du für mich gehen. Ich schreibe Dir alles auf. Inzwischen mache Dich fertig. Möchtest Dir auch das Haar frisch

aufflechten.«

»Ja, Musch, sollst ein Wunder erleben, wie fein ich mich mache. Ich komme dann noch einmal herein zu Dir!« — —

Eine Viertelstunde später saß Rose-Marie neben Hans auf dem Korbwagen in dem sie ihn damals von den »Drei Raben« abgeholt hatte.

Als sie den Hügel hinter sich und glatten Weg vor sich hatten, sagte Hans halblaut:

»Weißt Du noch, Rose-Marie, wie Du mir damals auf dem Wege von der Stadt den ersten Fahrunterricht gabst?«

Sie nickte lebhaft.

»Freilich weiß ich es noch, Hans. Und siehst Du, nun kutschierst Du längst so sicher, als ich, bist auch ein tüchtiger Reiter geworden, und überhaupt —«

»Ja, Rose-Marie, viel habe ich gelernt unter Deines lieben Vaters Leitung. Du sagtest mir damals: »Mein Vati ist ein herrlicher Mensch!« Daran habe ich oft denken müssen. Was verdanke ich ihm nicht alles!«

Rose-Marias Augen strahlten in fröhlichem Stolz.

»Ja — mein Vati,« sagte sie zärtlich.

»Er ist Dir der liebste Mensch, so sagtest Du mir. Und dann kommt Deine Musch, nicht wahr?«

»Ja, dann kommt meine kleine Herzensmusch!«

»Und dann?« fragte er weiter, und eine heimliche Spannung lag in seinen Zügen.

»Dann? Nun, dann kommst Du natürlich!«

»Ist es wahr, Rose-Marie?« fragte er leise und erregt.

»Aber Hans, wie kannst Du so dumm fragen? Wen sollte ich wohl außer meinen Eltern lieber haben, als Dich?«

Er richtete sich auf und sah sie forschend an.

»Wenn ich nun wieder fortginge von Burgau, würde Dir das sehr leid tun?«

Sie blickte betroffen auf.

»Fort? Ach, Du darfst nie mehr von uns fortgehen!«

»Doch, Rose-Marie. Ich muß noch mehr lernen, und vor allen Dingen *Geld verdienen!* Ich kann doch nicht immer Deines Vaters Brot essen!«

Sie rückte hastig und unruhig ihren Hut aus der Stirn.

»Ach, darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Nein — o nein — Du sollst nie fortgehen!«

»Und doch wird es geschehen — sehr bald schon. Dein Vater hat mir schon eine Stelle als Verwalter beim Grasen Ronach ausgemacht.«

Rose-Marie lehnte sich plötzlich steif zurück. Ihr frisches Gesicht war jäh erblaßt.

Sie sah mit einem Blick zu ihm auf, der dem kindlichen Gesicht einen seltsam veränderten Ausdruck gab.

»Fort willst Du — und schon bald?« sagte sie leise.

»Ja, Rose-Marie!«

Sie schluckte tapfer die aufsteigenden Tränen hinunter.

»Muß das sein?«

»Ja — Dein Vater will es auch!«

Sie strich sich mit beiden Händen das Haar aus der Stirn und zerrte an ihrem Hut herum. Dann atmete sie gepreßt auf.

»Wenn es Vati will, dann freilich — dann — dann darf nicht gemuckst werden!« sagte sie heiser.

Es sollte scherzhaft klingen, aber er hörte nur zu gut, daß ihre Stimme zitterte.

Und da wurde ihm so warm und weit ums Herz, daß er hätte laut aufjubeln mögen.

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander Er sah sie dabei immerfort an.

»Rose-Marie!«

Sie fuhr aus trübem Sinnen empor.

»Was denn, Hans?«

»Wirst Du zuweilen an mich denken, wenn ich fort bin?«

Sie nickte nur stumm.

»Und auch Briefe schreiben?«

Sie seufzte tief auf.

»Ach, mein Krikelkrakel kann ja kein Mensch lesen, sagt Musch.«

Er lächelte.

»O, ich kann es famos lesen, Rose-Marie. Schreib mir nur recht viel, alles — kannst Dir doch denken, wie froh ich sein werde, wenn Du mir alles berichtest. Hab ich doch bei Euch meine wahre Heimat gefunden.«

Sie faßten sich bei den Händen, als wollte eins das andere trösten.

»Ja, ich will Dir alles schreiben, Hans. Und Mühe will ich mir auch geben, daß Du alles entziffern kannst. Wirst Du mir aber auch antworten? Ich habe noch nie einen Brief bekommen.«

»Von Herzen gern antworte ich Dir!«

»Und wirst Du uns zuweilen besuchen?«

»So oft ich Urlaub bekomme. Und immer werde ich an Euch denken! Wirst Du mich lieb behalten, Rose- Marie?«

»Aber Hans, wenn man mal jemand lieb hat, ist es doch für immer!«

Er drückte stumm die kleine, feste Mädchenhand, die regungslos in der seinen ruhte.

Sie sprachen nun nicht mehr.

Rose-Marie mußte sich tapfer zur Wehr setzen gegen das Weh, das ihre junge Seele gefangen genommen hatte. Und Hans war das Herz ebenfalls schwer.

Erst in der Stadt wurden sie beide wieder lebhafter und vergaßen eine Weile ihr Herzeleid über die bevorstehende Trennung.

Nie war Hans bisher so lieb und zärtlich zu Rose-Marie gewesen, wie heute, und auch über ihrem Wesen lag ein weicher, sanfter Ton.

Als Hans für Rose-Marie die Schokolade kaufte, erstand er von seinem schmalen Taschengeld noch eine hübsche, kleine Bonbonniere.

Es war ein mit blauen Schleifen verziertes Kästchen mit

Heckenrosen bemalt. Rose-Marie fand es wunderniedlich und freute sich riesig darüber.

Sie war so anspruchslos und leicht zu erfreuen.

Fest hielt sie das Kästchen an sich gedrückt wie einen kostbaren Schatz, während sie ihre Besorgungen für Musch machte.

Aus der Heimfahrt waren sie aber wieder sehr still, und als Hans Rose-Marie von der Seite ansah, bemerkte er, daß Tränen an ihren Wimpern hingen. Da wurde ihm so seltsam weich und wunderbar zumute.

»Rose-Marie — liebe, kleine Rose-Marie!«

Sie legte plötzlich ihr Köpfchen an seine Schulter und weinte herzbrechend.

Er nahm die Zügel in eine Hand und streichelte mit der anderen ihre Wange-.

Aber lange ließ sich Rose-Marie nicht so gehen. Ärgerlich über ihre Schwachmütigkeit, richtete sie sich auf und schob mit einem energischen Ruck ihren Hut zurecht.

»Gott, was bin ich für eine alberne Heulliese! Jetzt ists genug — nicht eine Träne vergieße ich mehr, das kannst Du mir glauben,« sagte sie hastig und rieb sich mit dem Taschentuch die Tränenspuren aus dem Gesicht.

Dann schwatzte sie hastig drauflos, alles kunterbunt durcheinander. Und Hans half ihr dabei so gut er konnte.

So kamen sie scheinbar in heiterster Stimmung zu Hause an. —

In den nächsten Tagen kamen freilich mancherlei Rückfälle in Betrübnis und Pein.

Aber Rose-Marie blieb tapfer. Nur als sie dann erfuhr, daß Hans schon in wenig Tagen in Ronach eintreffen mußte, da wurde sie sehr blaß und lief hinauf in ihr Zimmer.

Bald kam der Tag des Abschiedes heran.

Rose-Marie stand im Garten und suchte die ersten Veilchen, um sie Hans mit auf den Weg zu geben.

Da trat er unerwartet an sie heran.

»Rose-Marie — für wen pflückst Du die Veilchen?«

Sie richtete sich empor und reichte ihm die Blumen.

»Für Dich, Hans. Stecke sie an Deinen Hut, das bringt Dir Glück, sagt Fräulein Ulrike.«

Er tat, wie sie geheißen und sah sie dabei an.

Sie erschien ihm heute nicht mehr wie ein Kind, etwas Mädchenhaftes lag auf dem sonst so übermütigen Gesicht. Fest nahm er ihre Hand in die seine.

»Rose-Marie — sieh' mich einmal an!«

Sie schaute zu ihm auf.

Frühlingsweben war ringsum sie her. Eine heilige Stille lag über der Erde. Und die zwei jungen Augenpaare senkten sich tief ineinander.

»Rose-Marie — süße, liebe Rose-Marie,« flüsterte er und zog sie nahe an sich heran.

Sie wurde glühend rot und erzitterte.

Da nahm er sie fest in seine Arme und küßte sie auf den roten Mund.

»Vergiß mich nicht!« bat er leise.

Sie schüttelte den Kopf.

Und dann kam Rose-Maries Vater mit einem Male auf dem Gartenwege daher.

Kein Zug in seinem Gesicht verriet, daß er diesen Abschied bemerkt hatte, daß er die Erregung der beiden sah.

Liebevoll und ruhig legte er seine Arme um beider Schultern und führte sie in freundlichem Gespräch aus dem Garten.

»Gelt, Rose-Marie, wir wollen gar nicht betrübt sein, daß Hans von uns geht? Seine Heimat ist immer bei uns und er besucht uns recht oft. Wir wollen gar nicht so schweren Abschied voneinander nehmen, unsere Herzen bleiben doch vereint.«

So sprach er gütig und nahm den jungen Leuten die heimliche Erregung aus den Herzen. Als Hans dann gleich darauf das Haus verließ, hatte Gerhard einen heiteren Ton zustande gebracht.

Der Abschied wurde ihnen allen dadurch leichter.





7. Kapitel.

Der Dambruch.

Es war doch etwas stiller im Hause geworden seit Hans Rambergs Scheiden.

Rose-Marie vergaß eine Weile ganz ihren Übermut. Aber der Vater beschäftigte sich noch mehr als sonst mit ihr, und sie sprachen oft über Hans Ramberg, so daß Rose-Marie dem Vater vertrauend ihr eigenes Empfinden verriet, ohne es selbst zu merken, was ihr Hans eigentlich war.

Ganz unmerklich benutzte Gerhard dieses unverstandene Empfinden seines Kindes, um es etwas mehr auf den Ernst des Lebens hinzuweisen.

So fielen fast von selbst die jungenhaften Manieren von ihr ab.

Sie wurde maßvoller in ihren Bewegungen und lernte achtsamer mit ihren Kleidern umgehen.

Was alle Ermahnungen und Vorwürfe der Mutter nicht zustande gebracht hatten, änderte sich jetzt ganz von selbst.

Dabei wurde Rose-Marie aber nicht still und kopfhängerisch.

Ihr frisches, ursprüngliches Wesen überwand bald das Herzeleid über Hans Rambergs Scheiden.

Sie wurde bald wieder froh und vergnügt, und wenn ein Brief von Hans kam, dann sang und jubelte sie den ganzen Tag.

Stets antwortete sie am gleichen Tage, und ihre Schriftzüge wurden etwas regelmäßiger.

Sie kaute auch nicht mehr nachdenklich am Federhalter. Diese Briefe flossen ihr leicht aus der Feder.

Sie berichtete ihm von allem, von Vati und von ihrem Sorgenkind

Musch, von dem neuen holländischen Zuchtstier und dem jüngsten Mastkalb, von Böllermann und von Fräulein Ulrike.

So blieb Hans immer auf dem Laufenden, zumal er auch mit Onkel Fritz zuweilen Briefe wechselte.

Er berichtete Erfreuliches von seiner neuen Tätigkeit und hatte sich auch sehr bald in seiner neuen Stellung eingearbeitet.

Schnell vergingen so Sommer und Herbst. Und zum Weihnachtsfest kam Hans zu Besuch auf zwei Tage.

Das war ein frohes Wiedersehen und ein wunderschönes Fest.

Rose-Marie war glücklich und zufrieden, daß sie ihn wiedersah, und er ließ kaum den Blick von ihr.

Sie war größer geworden in dieser Zeit, und aus der lieblichen Mädchenknospe begann sich ein holdes Jungfräulein zu entwickeln.

Fritz Gerhard beobachtete die beiden jungen Leute unmerklich mit seinen stillen, klaren Blicken.

Ehe Hans wieder abreiste, nahm er ihn mit sich auf sein Zimmer.

Und da sprach er viel goldene, liebe Worte zu ihm, so daß Hans das Herz weit wurde und er dem Onkel freimütig gestand, daß er Rose-Marie liebte und daß er hoffe, sie sich eines Tages als seine Frau erringen zu dürfen.

Da legte Fritz Gerhard seinen Arm um den jungen Mann und sagte:

»Ich wußte es längst, mein lieber Junge, wie es um Dich steht. Mit sorgenden Augen habe ich Euch beobachtet. Ich kenne auch meine Rose-Marie genug, um zu wissen, daß sich Dir ihre junge Seele in unbewußter Liebe zuneigt. Aber störe ihren kindlichen Frieden jetzt noch nicht. Sie ist noch zu jung, um sich selbst zu verstehen.

Du darfst ihr noch nicht von dem sprechen, was in Deinem Herzen für sie lebt. Laß ihr Zeit, sich erst selbst, zu verstehen. Sie ist noch nicht sechzehn Jahre alt, wenn man das auch bei ihrer großen, kräftigen Gestalt vergessen kann.

Versprich mir, daß Du noch warten willst, ehe Du ihr ein Wort von Deinen Wünschen sagst, bis sie erwachsen ist!«

Hans legte seine Hand in die des Onkels.

»Aber Du weigerst mir Rose-Maries Hand nicht, wenn ich meine Zeit abgemartet habe, Onkel Fritz?«

»Nein, ich weigere sie Dir nicht, wenn Ihr Euch von Herzen liebt!«

»Dann verspreche ich Dir gern, daß ich geduldig warten will. Nun ich weiß, daß Dein Segen bei meiner Liebe ist, bin ich ruhiger als zuvor!«

»Warst Du meiner Zustimmung nicht sicher?«

Hans sah ihn ehrlich an.

»Ich bin ein armer Schlucker, Onkel Fritz!«

Dieser rüttelte ihn ein wenig an den Schultern.

»Und könntest doch der künftige Besitzer von Schönrode sein. Nein, nein — nicht gleich wieder trotzen. Du sollst ja nichts tun, um Dich mit der alten Frau zu versöhnen, sollst nur mir gestatten, den Vermittler zu spielen. Wenn ich selbst mit Deiner Großmutter sprechen würde, vielleicht fände ich das richtige Wort.«

»Spare Dir die Mühe, Onkel Fritz — sie ist vergebens!«

»Nun - wenn aber nicht? Wenn ich sie so weit brächte, daß sie zu Dir sagte: »Komm zu mir, alles soll vergessen sein?« Willst Du mir dann versprechen, daß Du Deinen Groll besiegen willst, daß Du dann nicht unversöhnlich bleiben wirst?«

»Das kann ich Dir versprechen, es wird ja doch nicht geschehen!«

Gerhard lächelte.

»Jedenfalls habe ich Dein Wort, mein Sohn. Das vergiß nicht!«

»Mein Wort werde ich halten!«

»Das weiß ich.« — —

Dieses Gespräch klang noch lange nach in Hans Rambergs Herzen.

Rose-Marie gegenüber bezwang er sich. Kein Wort verriet, was er für sie empfand.

Aber die beiden jungen Augenpaare verstanden nicht, sich zu verstellen und verrieten, was in beider Herzen vorging.

Hans reiste wieder ab mit der Gewißheit im Herzen, daß sein innigster Wunsch eines Tages in Erfüllung gehen würde.

* *
*

Der Winter dauerte lange in diesem Jahre. Immer neue Schneelasten kamen vom Himmel hernieder, und langsam kroch die alte Sorge vor kommendem Großwasser an Fritz Gerhard heran.

Wenn im Frühjahr schnelles Tauwetter einsetzte und dann noch Regen dazu kam, dann mußten ungeheure Wassermengen den Fluß herabkommen, schlimmer, als all die Jahre vorher.

In der nächsten Sitzung sagte Gerhard mit finsterner Miene:

»Wenn dies Jahr schnelles Tauwetter kommt, sind wir alle verloren!«

Die Bauern lachten.

»Ach was, Gerhard, das wird zur fixen Idee bei Ihnen. Sie sitzen doch oben auf Ihrem Hügel in Sicherheit,« antwortete ein behäbiger Großbauer.

Gerhard nickte ingrimmig.

»Ja, Leib und Leben kann ich mir und den Meinen wohl retten, wenn ich mich oben in meinem Hause verschanze und mit den Händen in der Tasche ruhig zusehe, wie Ihr mit Euren Häusern davonschwimmt.

Wie Ihr mich aber kennt, bleibe ich schwerlich in Sicherheit, solange ich andere Menschen in Gefahr sehe. Aber abgesehen von der Lebensgefahr — denkt doch an unsere Wiesen und Felder! Wenn der Damm bricht, ist unser aller Wohlstand dahin.

Wir würden uns nie von einem solchen Schlag erholen. Jetzt ist es natürlich schon zu spät für dieses Jahr, im Sommer müßte man den Dammbau vornehmen. Also — denkt an mich — ich bin diesmal mehr in Sorge, als alle früheren Jahre!«

Die Bauern schüttelten behäbig lächelnd die Köpfe.

Gerhard war eben ihrer Meinung nach zu ängstlich in dieser Beziehung.

Seelenruhig gingen sie nach Hause und freuten sich, daß sie den Damm nicht bezahlen mußten.

* *
*

Bis Ende März hatte es fast unaufhörlich geschneit. Aber dann schlug mit einem Male das Wetter um. Es wurde plötzlich viel wärmer und strömender Regen setzte ein.

Das Tauwetter löste so energisch die aufgehäuften Schneelasten, daß der Fluß in wenigen Tagen zu einem reißenden Strom angewachsen war. Und das Wasser stieg noch immer sehr schnell, ein Ende war nicht abzusehen.

So arg war es noch nie gewesen, und die Bauern bekamen nun doch ein wenig Angst.

Aber während Gerhard mit düsterer, sorgenvoller Miene umherging, heuchelten sie Gleichmut und suchten die nahe Gefahr zu ignorieren.

Am 29. März ging Fritz Gerhard schweren Herzens zu Bett.

Noch immer goß der Regen in Strömen herab, und der Fluß war am Abend, als er noch einmal unten gewesen war, wieder beträchtlich gestiegen.

Rose-Marie tröstete den Vater, so gut sie konnte, ehe sie zu Bett gegangen war.

Frau Henriette hatte wieder ihre Migräne und hatte sich schon am Mittag niedergelegt.

Fritz Gerhard sank in einen unruhigen Halbschlaf. Und so ging die Nacht langsam und bleiern vorüber.

Aber plötzlich schrak er jäh empor. Durch die Nacht klang vom Kirchturm herüber das Läuten der Glocke.

Mit einem Satz war Gerhard aus dem Bette. Ein dumpfes, brausendes Geräusch schlug an sein Ohr.

Er riß das Fenster auf und beugte sich hinaus.

Verworrenes Geräusch von jammernden Menschenstimmen mischte sich mit jenem unheimlichen Rauschen und Brausen.

»Hilf Gott — der Damm!« stöhnte Gerhard auf.

Und schnell in seine Kleider fahrend, stürmte er hinaus und riß das Hoftor auf.

Er taumelte entsetzt zurück.

Im fahlen Morgengrauen kamen die Dorfbewohner, mit allerlei Gerät und Packen beladen, den Hügel herauf und schrieen und jammerten:

»Der Damm ist gebrochen! Der Damm ist gebrochen!«

Über ihre Köpfe hinweg starrte Gerhard auf ein furchtbares Bild.

Das ganze Dorf war überschwemmt.

Das Wasser riß in jäher Wut alles mit sich, was nicht niet- und nagelfest war.

Ein unglaubliches Durcheinander entstand.

Alles flüchtete instinktiv in Gerhards Nähe. Von allen Seiten bestürmte man ihn um Rat und Hilfe.

Man drängte sich in Gerhards Gehöft und unglaubliche Szenen voll Jammer und Not spielten sich in jäher Hast hier oben ab.

Fritz Gerhard schaute mit brennenden Augen um sich her.

Sein Gesicht war bleich, aber nur wenige Minuten hatte er die Fassung verloren.

Drunten wälzte sich eine trübe, vernichtende Flut über sein fruchtbares Gelände und machte ihn zum Bettler, aber hier oben schrie man ihm in die Ohren, daß drunten Menschenleben in Gefahr waren.

Da war es für Fritz Gerhard nicht Zeit, an sich selbst zu denken.

Wohl ein Dutzend Häuser, die dicht am Fluß lagen, standen bereits bis an den Giebel im Wasser.

Die Bewohner hatten nicht Zeit gehabt, sich zu retten, und waren auf die Dächer geklettert. Ihre Notschreie übertönten zuweilen das tosende Geräusch der Wassermassen, die Steine, Geröll, Baumstämme und allerlei Gerät mit sich fortschwemmt.

Fritz Gerhard hatte diese Stunde in sorgender Angst seit Jahren kommen sehen und hatte seine Stimme erhoben, um das Unheil abzuwenden.

Man hatte ihn nicht gehört, aber jetzt flüchtete man zu ihm. Und er war nicht der Mann, jetzt egoistisch an sich zu denken, oder sich hinter ein »Ich habe es Euch vorher gesagt!« zu verschanzen.

Ein Ruck ging durch seinen mächtigen Körper. Er richtete sich straff empor und mit lauter Stimme gebot er Ruhe.

»Frauen und Kinder finden Unterkunft in den Ställen und in der Scheune — die Männer her zu mir! Wir müssen die zu retten suchen, die da unten in Gefahr sind! Böllermann — alles herbeischleppen an Stangen, Stricken und Seiten, Brettern und Planken, was wir haben! Wir müssen unten ein Floß bauen!

Vorwärts, Männer, Eile tut Not. Rüstet Euch aus mit allem Nötigen und dann her zu mir!«

So kommandierte er mit weithin schallender Stimme. Alle gehorchten ihm sofort.

Fräulein Ulrike, die nun auch erschienen war und die Nachtmütze noch auf dem Kopfe trug, sorgte für die Unterkunft der Frauen und Kinder.

Am Fenster ihres Schlafzimmers erschien Frau Henriette mit bleichem, verstörtem Gesicht.

»Fritz, was ist geschehen?«

Er trat ans Fenster heran.

»Der Damm ist gebrochen, Henriette, aber sei ruhig, rege Dich nicht auf, hier sind wir alle in Sicherheit!«

Da flog Rose-Marie aus dem Hause auf ihn zu.

»Vati, Böllermann sagt, es seien Menschenleben in Gefahr. Ist das wahr?«

»Ja, Rose-Marie. Wir Männer gehen jetzt hinunter, um ihnen, wenn möglich, Rettung zu bringen!«

Sie umschlang ihn aufgeregt.

»Nimm mich mit, Vati!«

»Bleib' Du bei Musch, sie braucht einen Beistand. Und wenn Du kannst, hilf Fräulein Ulrike. Da unten kann ich Dich nicht gebrauchen!«

Rose-Marie umklammerte seinen Arm und sah ihn angstvoll an.

»Ach, Vati, Du gehst selbst in Gefahr, ich möchte bei Dir sein. Nimm mich mit!«

»Nein, Du bleibst hier!«

»Vati!« flehte sie angstvoll.

»Still, Rose-Marie, halte mich nicht auf. Ich bin ruhiger, wenn ich weiß, daß Du hier oben nach dem Rechten siehst. Stark sein, Rose-Marie, nicht gemuckst. Jetzt zeig', daß Du Deines Vaters Tochter bist!«

Da lösten sich ihre Finger Von seinem Arm und ihr blasses Gesicht bekam einen tapferen, entschlossenen Ausdruck.

Inzwischen hatten sich die Männer mit allem versehen, was sie erreichen konnten, und scharten sich um Gerhard.

Rose-Marie umschlang ihn noch einmal.

»Vati — sei vorsichtig — und Gott behüte Dich!«

Er küßte sie schnell noch einmal.

»Wir stehen alle in Gottes Hand!«

Dann stellte er sich an die Spitze der Leute.

»Nun vorwärts!«

Da war es Rose-Marie, als müsse sie ihn um jeden Preis zurückhalten, ihre Tapferkeit verließ sie.

Wie im Krampf Umschlang sie den geliebten Vater und zitterte am ganzen Körper.

Er strich ihr das Haar aus der Stirn.

»Sei kein Feigling, Rose-Marie. Kopf hoch und ein mutig Herz — Du wirst es jetzt brauchen. Gott mit Dir, mein Kind. Stark sein, Rose-Marie!«

Er küßte sie noch einmal und riß sich los.

Eilig schritten die Männer, Gerhard und Böllermann an der Spitze, den Hügel hinab.

Rose-Marie lehnte blaß und zitternd am Hoftor und sah ihnen nach. Auf ihrer Seele lag ein drückender Bann. Eine namenlose Angst um den Vater erfüllte ihr Herz. Aber dann nahm sie sich zusammen. »Stark sein!« hatte der Vater gesagt, und: »Sei kein Feigling!«

Sie richtete sich empor.

Sie wollte des Vaters Gebot erfüllen, er sollte mit ihr zufrieden sein.

Mit großen Augen sah sie hinunter auf die Verwüstung. Sie wußte als des Vaters Vertraute, daß es nun vorbei war mit Wohlstand und Sorglosigkeit.

Vielleicht mußten sie bald als Bettler aus dem lieben Hause ziehen. Aber mochte es darum sein, wenn ihr Gott nur den Vater gesund und heil zurückführte.

Immer mehr Leute kamen den Hügel herauf und weinten und jammerten um ihren gefährdeten Besitz.

Jetzt pochten die Bauern nicht mehr aus ihre harten Taler und lachten nicht mehr über Gerhard. Scheu sahen sie sich an und dachten an seine mahnenden Worte.

Die Gefahr war nun da und die lautesten Schreier wurden nun am stillsten.

Rose-Marie eilte nun, des Vaters Gebot erfüllend, zur Mutter. Diese war in einer schrecklichen Verfassung und fiel aus einer Ohnmacht in die andere.

Rose-Marie: hatte ihre liebe Not und in der Sorge um die Mutter vergaß sie eine Weile die um den Vater.

* *
*

Drunten waren die mit allerlei Rettungswerkzeugen beladenen Männer unter Fritz Gerhards Leitung bei der gefährdeten Stelle des Dorfes angelangt, soweit sie des Wassers wegen vorbringen konnten.

Man sah nun die hilferufenden Menschen auf den Dächern stehen.

Gerhard befahl, sofort ein Floß zu bauen aus dem mitgebrachten Material. Er gab genaue Weisung, wie das gemacht werden mußte.

Während die Leute in fieberhafter Eile daran arbeiteten, band sich Gerhard ein Seil um den Leib, das er an einem starken Baum befestigte.

Vorsichtig schritt er dann durch das strömende Wasser zu den ersten Häusern, auf denen sich Menschen befanden und zu denen

er noch ohne Floß vorbringen konnte.

Er sprach den geängstigten Leuten beruhigend zu und forderte sie auf, herabzukommen und sich an dem Seil nach dem trockenen Lande zu tasten.

Immer nur einer auf einmal durfte den Weg gehen, während sich Gerhard an die Mauer klammerte und das Seil zwischen sich und den Baum anspannte.

Einige andere Männer begriffen nun, was Gerhard wollte, und stellten auf gleiche Weise wie er die Verbindung zwischen den anderen gefährdeten Häusern und dem Ufer her. So wurden schnell die Bewohner der zunächst liegenden Häuser gerettet.

Nun kam aber der schwerste Teil des Rettungswerkes.

Aus zwei Häusern, die am gefährdetsten waren, schrien und jammerten noch ein Häuflein Menschen.

Zu diesen Häusern konnte man nur mit einem Fahrzeug gelangen.

Das hatte Gerhard sofort übersehen und hatte deshalb das Floß bauen lassen. Es war inzwischen unter Böllermanns Leitung fertig geworden.

Herzzerreißend klangen die Hilferufe herüber, als man endlich das Floß in das Wasser schob.

Gerhard schwang sich, mit einer handfesten Stange zum Steuern versehen, hinauf.

»Wer fährt mit mir?« rief er den Männern zu.

Scheu traten diese zurück.

Jetzt ging es ums eigene Leben. Die Fahrt auf dem primitiven Fahrzeug, auf dem wild dahinschießenden Wasser, war ein gefährliches Wagestück.

Keiner meldete sich.

»Männer, einer allein schafft es nicht! Wer kommt mit mir?« rief Gerhard dringend und sah sie mit ernsten, zwingenden Augen an.

Aber sie wandten den Blick zur Seite.

Da aber schwang sich plötzlich Böllermann auf das Floß.

»Ein Hundsfott, wer seinen Herrn verläßt. Ich fahre mit!«

Gerhards Augen leuchteten auf.

»Brav, Böllermann, wir wollen zusammen das Rettungswerk mit Gottes Hilfe unternehmen!« sagte er.

Böllermann hatte sich auch mit einer langen Stange ausgerüstet.

»Um die Bauern da drüben setze ich mein Leben nicht aufs Spiel, Herr! Sie haben nicht auf Sie gehört, als es noch Zeit war. Ich gehe nur Ihretwegen mit!«

Gerhard lächelte den treuen Menschen an.

»Es ist ja gleich, warum Du mit mir gehst! Daß Du es tust, danke ich Dir vom Herzen!«

Er wars den Zurückbleibenden ein Seil zu, das man zusammengeknüpft hatte zu ansehnlicher Länge.

»Haltet fest und laßt langsam nach, und wenn ich Euch das Zeichen gebe, zieht an, damit uns die Rückfahrt erleichtert wird!« rief er ihnen zu.

Nun stießen die beiden todesmutigen Männer das Floß ab.

Vorsichtig lenkten sie, die Stangen gebrauchend, durch die Fluten. Es war ein gefahrvolles Unternehmen. Jeden Augenblick drohte Tod und Verderben.

Nur langsam kamen sie ihrem Ziel näher, weil die Flut das Floß abwärts trieb.

In atemlosem Schweigen sahen die Zurückbleibenden auf das besonnene Tun der kühnen Retter.

Fest hielten sie das Seil und prüften nochmals die Knoten, ehe sie diese durch die Hände gleiten ließen.

Beschämt sagten sie sich, daß es das wenigste war, was sie tun konnten, wenn sie das Floß durch das Seil vor dem Abtreiben schützten.

Drüben blickten neun Menschen in atemloser Angst und Sorge den Rettern entgegen. Sie schrieen jetzt nicht mehr, sondern beteten inbrünstig und stumm um Rettung.

Und nach schwerer Mühe langte das Floß an dem ersten gefährdeten Hause an.

Vorsichtig mußten es die beiden Männer heranbringen, daß es nicht zerschellte.

Gerhard warf den Leuten auf dem Dach ein Stück Seil zu und gab ihnen Weisung, es mit aller Kraft festzuhalten.

So kamen sie dicht heran.

Während Böllermann das Floß festhielt an der am Schornstein befestigten Leine, half Gerhard den fünf Personen, zwei Frauen, einem Manne und zwei Kindern, schnell auf das Floß und gebot ihnen, sich ruhig niederzukauern.

Dann ging es rückwärts dem Ufer zu.

Die vier Menschen auf dem letzten Dache schrien auf, als sie sahen, daß das Floß nicht auch zu ihnen kam.

Gerhard rief ihnen zu:

»Ruhe! Wir kommen wieder!«

Das Floß war schon jetzt fast zu stark belastet.

Rückwärts ging die Fahrt besser vonstatten.

Von drüben zogen die Männer an dem Seil.

Gerhard und Böllermann brauchten nur mit den Stangen zu steuern.

Eine halbe Stunde später waren die fünf Personen in Sicherheit.

Man half ihnen jubelnd von dem Floß herunter und Gerhards und Böllermanns Namen waren in aller Mund.

Gerhard wehrte allen Dank ab.

»Nun geht es zu den anderen. Jubelt nicht zu früh, noch sind vier Menschen in Gefahr. — Böllermann, bleibst Du bei mir?«

»Freilich, Herr!« rief dieser aus, und lachte über das ganze ehrliche Gesicht.

»Halten Deine Kräfte noch aus?«

»Die halten aus!«

»Dann vorwärts!«

Nun wollte sich dieser und jener noch anbieten, aber Gerhard wies sie zurück.

So ging es zum zweiten Male auf die gefährliche Fahrt. Auch diesmal erreichten die Männer glücklich ihr Ziel.

Die vier Personen, Vater, Mutter und zwei Kinder, weinten laut auf,

als Gerhard ihnen das Seil zuwarf, mit dem Bemerkten, es um den Schornstein zu schlingen.

Nun zogen sie sich langsam heran.

Diesmal mußte Gerhard das Seil halten, weil Böllermanns Hände bluteten.

Böllermann hob die vier Menschen auf das Floß.

Aber gerade als der Vater als letzter das Dach verließ, schwankte das Häuschen in seinen Grundfesten.

Der Schornstein stürzte in sich zusammen Und durch den gewaltigen Ruck wurde Gerhard mit Voller Gewalt herabgerissen und schlug im Fallen mit dem Hinterkopf gegen die berstende Mauer.

Böllermann schrie auf und stürzte, alle Gefahr mißachtend, auf seinen Herrn zu. Aber schon lag Gerhard im Wasser, das von seinem Blute gefärbt wurde.

Das Seil hatte sich jedoch so um Gerhards Körper gewickelt, daß er am Floß hängen blieb.

Böllermann warf sich platt auf das Floß und zog mit unendlicher Mühe den schweren Körper auf das Floß zurück.

Der Vater half ihm dabei, während die Mutter und die beiden Kinder laut jammerten. Das Floß schwankte heftig hin und her, und eine Weile drohte es umzuschlagen.

Böllermann achtete jetzt nicht darauf.

Er lag neben seinem verunglückten Herrn auf den Knien und sah mit tränenden Augen in das schmerzentstellte Gesicht.

Eine Blutlache bildete sich unter Gerhards zerschmettertem Hinterkopf. Schwer hoben sich die Lider des Verwundeten. Noch einmal blickten Fritz Gerhards Augen in des treuen Knechtes Gesicht.

»Böllermann — ich sterbe — Rose-Marie, sie soll stark sein, Hans, Rose-Marie, meinen Segen, Rose-Marie —«

Das waren Fritz Gerhards letzte Worte. Er streckte sich und verschied.

Böllermann schrie auf wie wahnsinnig, als er seines Herrn

brechende Augen sah.

Er hatte diesen guten Herrn geliebt und verehrt wie alle, die ihn kannten. Er konnte es nicht fassen, daß dieses kraftvolle Leben mit einem Schlage zerstört war.

Dicke Tränen rannen über Böllermanns Wangen, als er sich endlich, nachdem er seinem Herrn die Augen zugedrückt hatte, erhob.

Unablässig wiederholte er dessen letzte Worte. Die mußte er doch Rose-Marie als letzten Gruß des Vaters mitbringen.

Die vier Menschen, die außer dem Toten noch mit ihm auf dem Floß waren, sahen starr vor Grauen auf ihren toten Retter.

Aber der Selbsterhaltungstrieb war stärker, als alles Grauen.

Sie baten Böllermann, die Stange wieder zu ergreifen und sie an das Land zu bringen.

Mit zusammengebissenen Zähnen kam Böllermann ihrem Willen nach. Noch einmal galt es ein Ringen mit dem entfesselten Element.

Drüben wußten sie noch nicht, welches Drama sich auf dem Floß abgespielt hatte.

Sie empfingen das zurückkehrende Floß mit aufgeregten Jubelrufen.

Aber der Jubel verstummte, als man erst Böllermanns verstörtes Gesicht und dann den lang ausgestreckten Körper Gerhards sah.

Erschüttert starrten sie auf den toten Mann, als das Floß auf dem Trockenen war.

Sie wollten Gerhard herunterheben, aber da stieß sie Böllermann mit wilder Kraft von ihm fort.

»Rührt ihn nicht an, ihr alle habt ihn gemordet. Hättet Ihr auf ihn gehört, als es noch Zeit war, dann geschah das Unglück nicht.

Eure harten Taler werden Euch nun auch aus der Tasche verschwinden, aber meinen guten Herrn habt Ihr gemordet mit Eurem Geiz. Sein Leben hat er für Euch in die Schanze geschlagen, obwohl Ihr alle zusammen nicht soviel wert seid, als er allein!«

Diese Worte stieß Böllermann in wilder Heftigkeit hervor. Und niemand wagte ein Wort zu erwidern.

Stumm stellten die Männer aus den übrigen Brettern eine Bahre her und Böllermann legte seinen Herrn sorgsam und liebevoll darauf nieder, wie eine sorgsame Mutter ihr müdes Kind.

Schweigend setzte sich dann der Zug in Bewegung.

Böllermann fühlte nun doch die Abspannung seiner Kräfte. Er mußte die anderen die Bahre tragen lassen.

Müde und bedrückt ging er neben seinem Herrn her und hielt dessen kalte Hand in der seinen.

Als der Zug in halber Höhe des Hügels angekommen war, hob Böllermann die Hand.

Die Träger hielten still.

»Bleibt hier zurück. Ich will vorausgehen und meine Herrschaft vorbereiten!« sagte der Großknecht.

So hielten die Träger mit Gerhards Leiche an der Gartenmauer und sahen Böllermann betreten nach.

Dieser stieg mit schweren Schritten vollends hinan.

Er fürchtete sich vor Rose-Maries Jammer, denn er wußte, wie diese an ihrem Vater hing.

Oben auf dem Hofe herrschte ein unglaubliches Durcheinander.

Die ersten Geretteten waren oben eingetroffen und hatten Wunderdinge von Gerhards und Böllermanns Heldenmut erzählt.

Auch Rose-Marie hatte zugehört. So stolz sie aber auch auf ihren herrlichen Vater war, so wild klopfte ihr Herz vor Angst.

Noch war er ja nicht in Sicherheit. Hatte er doch noch ein zweites Mal die Todesfahrt gewagt.

Während sie Fräulein Ulrike half, Brot an die Obdachlosen zu verteilen, betete sie inbrünstig zu Gott, daß er den Vater beschützen möge.

Und nun, als sie eben über den Hof ging, um noch einmal nach Musch zu sehen, erblickte sie plötzlich am Hoftor Böllermann.

Wie gejagt flog sie auf ihn zu und umklammerte seinen Arm.

»Böllermann, wo ist Vati?« rief sie halb erstickt vor Erregung.

Sie blickte in das verstörte Gesicht des treuen Knechtes und da war ihr zumute, als griffe eine kalte Hand würgend an ihren Hals.

»Böllermann — der Vater?« stieß sie zitternd hervor und schüttelte ihn in wilder Angst.

Böllermann liefen die Tränen über das Gesicht.

Er machte eine hilflose Bewegung und deutete mit seinen blutenden, zerschundenen Händen hinter sich, den Hügel hinab, wo die Gruppe Menschen schweigsam um die Bahre standen.

Rose-Marie griff mit einem dumpfen Laut an ihre Schläfen und dann lief sie plötzlich in wilder Hast den Hügel hinab. Die Leute, die sie kommen sahen, wichen scheu zur Seite, und gleich darauf stürzte Rose-Marie mit einem verzweifelten Aufschrei über ihren toten Vater in die Knie.

Böllermann lief den Weg zurück, als er diesen Schrei vernahm. Er rief Fräulein Ulrike zu, was geschehen war, damit diese ihre Herrin vorbereiten konnte.

Keuchend langte er neben Vater und Tochter an.

Mit einer Zartheit, die man dem derben Knechte gar nicht zugetraut hätte, beugte er sich zu ihr nieder.

In dieser Stunde vergaß er, daß er in den letzten Jahren das junge Mädchen »Sie« und »Fräulein Rose-Marie« genannt hatte.

Jetzt war sie ihm wieder das hilflose Kind, das er früher oft ans den Armen getragen hatte.

»Rose-Marie, ich habe Dir noch etwas auszurichten von Deinem Vater, seine letzten Worte, ehe er starb!« sagte er leise.

Sie hob das leichenblasse, starre Gesicht zu ihm empor und sah ihn mit jammervollem Blick an.

»Böllermann, er kann ja nicht tot sein, mein lieber, lieber Vati, nicht wahr, er ist nicht tot?« sagte sie mit schmerzdurchzitterter Stimme.

Er streichelte unbeholfen die tote Hand seines Herrn.

»Wie ein Held ist er gestorben, wie ein Held! Alle die anderen danken ihm das Leben, ihm allein. Ich wäre nicht hinausgefahren ohne ihn. Alle sind gerettet — nur *er* nicht!«

Sie küßte das tote Antlitz.

»Wie konnte der liebe Gott das zulassen, Böllermann? Mein Vati hat seit Jahren gebeten und gewarnt, soll er das einzige Opfer sein,

er, der schuldlos ist an dem großen Unglück!« rief sie jammernd aus und ihre Augen blickten vorwurfsvoll in die scheuen Mienen der Umstehenden. Und dann warf sie sich in wildem Schmerz über den Vater nieder.

»Rose-Marie — willst Du seine letzten Worte nicht hören?« fragte Böllermann.

Sie richtete sich schluchzend auf, ohne den Vater loszulassen und sah ihn fragend an.

Da kniete er neben ihr nieder, nahm seine Mütze ab und wiederholte mit zitternder Stimme Gerhards letzte Worte:

»Böllermann,« ich sterbe — Rose Marie, sie soll stark sein, Hans, Rose-Marie, meinen Segen, Rose-Marie —«

Ein Zittern lief über Rose-Maries Körper.

»Stark sein,« das war der letzte Wunsch des Vaters, den er ihr mit seinem Segen schickte, in den er auch Hans einschloß. »Stark sein,« so hatte er ihr auch bei seinem Fortgehen geboten. »Sei kein Feigling, Rose-Marie,« hatte er gesagt, und dann: »Nun zeige, daß Du Deines Vaters Tochter bist!«

Ihres Vaters Tochter, dieses herrlichen Vaters Tochter, der den Heldentod gestorben war! Ja, stark mußte sie sich zeigen, um dieses Vaters würdig zu sein, stark für sich und ihre arme, kleine Musch.

Sie erhob sich. Diese Stunde hatte Rose-Marie um Jahre gereift.

Böllermann ließ sie nicht aus den Augen.

Er gab den Trägern ein Zeichen und der traurige Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Böllermann und Rose-Marie schritten rechts und links von der Bahre.

Im Hofe standen die vielen obdachlosen Menschen und sahen mit blassen Gesichtern auf den traurigen Zug. —

* * *

Frau Gerhard war, als ihr Fräulein Ulrike das Unglück meldete,

ohnmächtig zusammengebrochen.

Rose-Maine fand sie noch bewußtlos, als sie zu ihr ins Zimmer trat.

Nie wußte das junge Mädchen später zu sagen, wie sie die ersten Stunden nach des Vaters Tod vollbracht hatte, trotzdem sie scheinbar ruhig erschien.

Ihr war zumute, als müsse nun die ganze Welt in Trümmer gehen, als schwebe sie nun fortan ohne Halt und Stütze in einem wesenlosen Nichts.

Sie ging von der fassungslos niedergebrochenen Mutter zu dem toten Vater und von diesem zurück zur Mutter, und wußte nicht, was sie tat.

Nur zwei Worte kreuzten immerfort durch ihren Kopf: »Stark sein — stark sein.«

Der Tag ging langsam und bleiern zu Ende.

Ein Teil der Obdachlosen war in der Kirche untergebracht worden für die Nacht, die anderen lagerten sich auf dem Heuboden und in Ställen und Scheunen auf Gerhards Gut.

Erschöpft von den Aufregungen des Tages, fiel alles in einen schweren Schlaf.

Nur Böllermann und Fräulein Ulrike wachten bei Rose-Marie und ihrer Mutter.

Fräulein Ulrike saß am Bett der fiebernden Frau Gerhard und Böllermann kauerte im Arbeitszimmer seines Herrn, den man dort aufgebahrt hatte, neben der Tür, und hielt mit Rose-Marie die Totenwache.

Rose-Marie kniete neben dem toten Vater und schaute in sein stilles Gesicht, das die Majestät des Todes- noch ehrfurchtgebietender erscheinen ließ.

Es war, als ob sie Zwiesprache hielt mit dem geliebten Toten, als ob sie sich das geliebte Gesicht einprägen wollte für alle Zeit. Und in ihrem Herzen klangen seine letzten Worte.

Sein letzter Gedanke hatte ihr gegolten, hatte sie gesucht in Todesnot. Und seinen Segen hatte er ihr gesandt, ihr und Hans.

In Rose-Maries Seele erwachte plötzlich eine heiße Sehnsucht nach Haus Ramberg. Wäre er jetzt bei ihr, er, der den Vater auch so sehr liebte!

Könnte sie sich in seine treuen Bruderarme flüchten und alle Angst und Not ihres Herzens an seiner Brust ausweinen!

Sie erhob sich leise und trat an Böllermann heran.

»Ob man wohl eine Depesche abschicken könnte, Böllermann?«

Er blickte zu ihr auf.

»An den jungen Herrn, nicht wahr?«

Rose-Marie nickte.

»Das ist schon besorgt, Fräulein Rose-Marie; der Herr Doktor wollte von der Stadt aus depeschieren Er mußte ohnehin der Behörde melden, was hier geschehen ist!«

»Ist denn der Weg nach der Stadt passierbar?«

»Der obere Weg über den Wald, das ist nur ein kleiner Umweg!«

»Dann ist es gut, dann wird Hans morgen kommen!« sagte Rose-Marie aufschluchzend.

Böllermann streichelte ihre Hand.

Sie sah ihm in die treuen Augen.

»Guter Böllermann — ich habe Dir noch gar nicht gedankt, daß Du bei Vati geblieben in Not und Gefahr, daß Du mir seinen letzten Segen brachtest!«

Er antwortete nicht, schüttelte nur hilflos den Kopf.

Die Tränen, die er nicht weinen wollte, würgten ihn im Halse.





8. Kapitel.

Abschied von Burgau.

Hans Ramberg hatte die Depesche erhalten, die der Burgauer Arzt an ihn abgesandt hatte, Sie lautete:

»Der Burgauer Damm gebrochen. Großwassergefahr. Fritz Gerhard beim Rettungswerk verunglückt — tot.«

Hans blickte, wie vom Donner gerührt, auf diese furchtbare Nachricht, die er nicht zu fassen vermochte.

Sein erster bewußter Gedanke galt Rose-Marie. Wie mußte sie dies Schreckliche niedergeschmettert haben.

Halb von Sinnen vor Aufregung, eilte er in die Wohnung des ersten Verwalters von Ronach und hielt diesem die Depesche entgegen in wortloser Trauer.

Dieser las und wandte sich, gleichfalls erschüttert, an den jungen Mann.

»Mein alter Freund Gerhard tot — und Großwasser in Burgau! Das ist eine schlimme Botschaft!

Lieber Ramberg, ich glaube, daß Ihre Anwesenheit in Burgau jetzt sehr notwendig ist. Die beiden Frauen werden sich nicht zu helfen wissen.

Reisen Sie sofort ab, ich gebe Ihnen Urlaub, solange Sie dort nötig sind. Wenn unser Herr Graf von der Reise zurückkehrt, werde ich Ihren Urlaub vertreten!«

Hans nahm diesen Urlaub dankbar an.

Sofort brach er auf und saß eine Stunde später schon im Zug, mit dem er zwei Stunden zu fahren hatte.

In den »Drei Raben« lieh er sich ein Fuhrwerk. Der Wirt machte ihn darauf aufmerksam, daß er den oberen Waldweg nehmen

müsse, da der untere unter Wasser stand.

Hans dankte ihm und fuhr davon.

Er war wie im Fieber.

Immer mußte er an seine letzte Unterredung mit Onkel Fritz denken, an seine lieben, goldenen Worte.

Was war ihm dieser prächtige Mann gewesen!

Und Rose-Marie erst? Wie furchtbar mußte sie leiden unter diesem entsetzlichen Verlust!

Er sah im Geiste ihr blasses, trauriges Gesicht und trieb das Pferd noch mehr an.

Viel zu langsam ging es vorwärts für seine fieberhafte Ungeduld.

Seine Augen schweiften finster über die Verwüstung, die das Wasser angerichtet hatte.

Von hier oben konnte man alles übersehen.

Mit bangem Herzen dachte er daran, daß Rose-Marie vielleicht nicht nur den Vater, sondern auch die Heimat verloren hatte.

Er wußte ja nur zu gut, was Onkel Fritz von dem Großwasser gefürchtet hatte.

Wie hatte er sich jahrelang bemüht, den dickköpfigen Bauern die Notwendigkeit eines neuen Dammes klarzumachen.

Sie hatten ihn verlacht.

Nun würden sie nicht mehr lachen, sondern würden beklagen, nicht auf ihn gehört zu haben. Aber Onkel Fritz machten sie dadurch nicht wieder lebendig.

Je weiter Hans fuhr, je mehr sah er die Spuren der Verwüstung.

Wohl hatte sich das Wasser bereits etwas verlaufen und wälzte sich nur noch in träger Flut einher.

Aber den Weg, den es genommen hatte, bezeichnete trostlose Verwüstung.

Eine Anzahl Häuser waren eingestürzt, andere schienen mitten durchgeschnitten, man sah in die verlassenen Wohnungen, in denen die schmutzige Flut gurgelte und allen Hausrat mit fortschwemmte.

Gierig leckte das Wasser nach allem, was erreichbar war.

Es war ein trostloser Anblick.

Außer den geliebten harten Talern hatten die Bauern nicht viel mehr gerettet, als das nackte Leben.

Endlich fuhr Hans in das Hoftor ein.

Da stand das liebe alte Haus. Aber aus dem sonst so sauberen Hofe sah es schrecklich aus.

Zwischen den obdachlosen Menschen lief das Vieh unbeaufsichtigt umher, und allerlei geretteter Hausrat der Obdachlosen stand und lag unordentlich umher.

In der Haustür stand Böllermann mit verbundenen Händen und starrte mit finsterem Gesicht auf die Menschen, die seines Herrn Tod und all das Elend verschuldet.

Als Hans einfuhr, stürzte er ihm entgegen.

»Gott sei Dank, daß Sie kommen, junger Herr, Gott sei Dank!« rief er wie erlöst.

Hans sah in das treue Gesicht, das so seltsam blaß und betrübt erschien.

»Warum sind Ihre Hände verbunden, Böllermann?«

Der Großknecht wurde rot wie ein junges Mädchen.

»Ach, das ist man — weil mich unser Herr mitgenommen hat auf die Rettungsfahrt!«

Hans biß die Zähne zusammen.

«Böllermann — wie starb er?«

»Wie ein Held, junger Herr, bis zuletzt klar und besonnen, als er schon wußte, daß er sterben mußte.

Von Ihnen hat er auch gesprochen noch — und von seiner Tochter. Seinen Segen sollte ich Ihnen bringen, und stark sein sollte unsere Rose-Marie.

Nun, sie ist tapfer und beißt die Zähne zusammen. Aber weiß wie ein Leinentuch ist ihr Gesicht. Ein Jammer ists sie anzusehen, das Herz dreht sich einem um!«

Hans stöhnte auf.

»Und Tante Henriette?« fragte er betrübt.

Böllermann seufzte.

»Die ist noch immer ganz außer sich und macht dem Kinde das große Unglück noch schwerer. Es ist gut, daß Sie da sind, junger Herr; hier geht alles drunter und drüber!«

»Wo ist Rose-Marie?«

»Im Arbeitszimmer unseres guten Herrn, da haben wir ihn ausgebahrt!«

Hans fuhr sich über die Stirn.

»Böllermann, schicken Sie das Fuhrwerk in die »Drei Raben« zurück, ich habe es geliehen!«

»Soll geschehen, junger Herr!«

Hans eilte ins Haus. Totenstille umgab ihn hier.

Leise trat er in das Zimmer seines Onkels.

Auf derselben Stelle, wo Hans ihm Weihnachten seinen Herzenswunsch mitgeteilt hatte, lag er nun, ein bleicher, stiller Mann.

Und neben ihm kniete eine schlanke, schwarzgekleidete Mädchengestalt in stummer Trauer.

Das goldblonde, gelockte Haar umgab das gesenkte Köpfchen wie ein Heiligenschein.

Still trat er zu ihr und kniete neben ihr nieder, brennendes Weh um den geliebten Toten im Herzen.

Er legte seinen Arm wie schützend um das junge Mädchen.

»Rose-Marie!«

Sie zuckte zusammen und hob den Kopf. Und dann lehnte sie sich müde an seine Schulter. Ein weher Seufzer hob ihre Brust.

»Bist Du da, Hans? Ach, Hans, mein lieber, lieber Vati — kannst Du es fassen, daß er uns genommen ist?«

Er drückte ihr Köpfchen an seine Brust.

»Rose-Marie, meine arme, kleine Rose-Marie! Welch ein herrlicher Mensch ist von uns gegangen. Aber Du mußt stark und mutig sein, mein Liebling, weil es sein letzter Wunsch ist!«

Sie erzitterte und preßte sich wie schutzsuchend an ihn.

»Ich will es, aber ich fürchte mich vor dem Leben ohne ihn!« sagte

sie leise.

»Rose-Marie, ich bin ja bei Dir!«

»Aber Du wirst wieder fortgehen!«

»Nicht, solange Du mich brauchst. Ich habe Urlaub, bis hier alles geordnet ist!«

Sie seufzte tief auf.

»Ach, wie gut ist das. Ich will ja auch stark sein, Hans. Wenn mir nur erst mein Herz nicht mehr so wehe tüt. Und wenn Musch doch nur erst ruhig wäre!«

»Wir wollen sie aufzurichten suchen!«

Er erhob sich und berührte mit seinen jungen, warmen Lippen die gefalteten Hände des Toten.

»Hab' Dank für alles, Onkel Fritz. Und was ich für die Deinen tun kann, soll geschehen. Mein Leben gehört Rose-Marie, das weißt Du, und Ihr Glück soll mein Dank an Dich sein!«

So sagte er leise vor sich hin und es war ihm, als sei ein Lächeln über des Toten Antlitz gehuscht.

Es war aber nur ein Sonnenstrahl gewesen, der die Regenwolken am Himmel zerteilte.

Rose-Marie erschauerte. Auch sie hatte den Sonnenstrahl auf des Vaters Antlitz gesehen. Es war wie ein Gruß vom Himmel herab.

»Nun komm zu Musch!« sagte sie bittend.

Hand in Hand gingen sie hinüber zu Rose-Maries Mutter. Diese empfing Hans mit einem erneuten Weinkrampf und umklammerte seinen Arm.

»Was soll nun aus uns werden, Hans, was soll aus uns werden?«

Er beruhigte sie, so gut er konnte.

Rose-Marie war zumute, als habe sich eine starke Hand tröstend nach ihr ausgestreckt und führe sie aus dem Dunkel, das sie seit gestern umgab.

Mit Hans zusammen fühlte sie sich stark genug, noch kommenden Schrecknissen zu trotzen.

*

*

*

Schwere Tage vergingen. Eine Fülle von Arbeit und Geschäften stürmte auf Hans ein.

Gleich nach Gerhards Beerdigung kamen von allen Seiten Forderungen und Unannehmlichkeiten.

Dazu hatten die obdachlosen Menschen, deren Hunger man doch stillen mußte, fast alle Vorräte aufgezehrt.

Fräulein Ulrike wollte schließlich nichts mehr herausgeben, um das Nötigste für ihre Herrschaft auszusparen.

Böllermann, der einen förmlichen Haß gegen die Burgauer hegte, hätte sie am liebsten alle an die Luft gesetzt.

Hans trat mit dem Landrat in Verbindung und verlangte Abhilfe.

Zum Glück fiel das Wasser bald, und einige Wohnungen konnten wieder bezogen werden.

Dadurch wurde das Gerhardsche Gut entlastet. Aber der Zusammenbruch ließ sich trotzdem nicht aufhalten.

Gerhards Gläubiger hatten Angst um ihr Geld bei dem traurigen Stande der Wiesen und Felder, und machten ihre Forderungen energisch geltend.

Wohl war alle Welt des Lobes voll über Fritz Gerhards Rettungswerk, man pries seinen Heldenmut, aber das hinderte die Gläubiger nicht, das Ihre in Sicherheit zu bringen.

So mußte das Gut versteigert werden.

Es brachte natürlich nur einen mäßigen Preis, und Hans konnte mit Mühe und Not für Rose-Mark und ihre Mutter einige Tausend Mark retten.

Hans stellte den beiden Frauen als ganz selbstverständlich den größten Teil seines Gehaltes zur Verfügung, damit sie vor der größten Not geschützt waren.

Er fuhr dann mit Rose-Marie nach der Stadt und sie mieteten eine kleine Wohnung, aus zwei kleinen Zimmern und Küche bestehend.

Diese Wohnung wurde mit einigen Möbeln, die man aus der Versteigerung gerettet hatte, möbliert. Auch den Schreibtisch ihres Vaters durfte Rose-Marie mitnehmen.

Sie stand Hans tapfer zur Seite in allen Dingen.

Als sie des Vaters Schreibtisch durchsahen, fanden sie auch den Brief Tante Annas an ihre Mutter, den diese Gerhard übergeben hatte.

Rose-Marie nahm ihn an sich, Hans mochte ihn nicht behalten.

Sie gedachte der Wünsche des Vaters, die sich an diesen Brief geknüpft hatten, und glaubte, ihn eines Tages doch noch an Frau Heydebrecht übergeben zu können.

Fräulein Ulrike blieb bei dem neuen Besitzer des Gutes und half Rose-Marie die kleine Wohnung einrichten.

Böllermann wollte nicht in Burgau bleiben, weil er den Burgauern grollte.

Hans verwandte sich für den treuen Knecht bei seinem Vorgesetzten und hatte die Freude, daß dieser sofort in Ronach Stellung fand. Er sollte mit Hans zusammen dort eintreffen, wenn erst alles für die beiden Damen — geordnet sein würde.

So kam der Tag heran, an dem Rose-Marie mit ihrer Mutter das Gut verlassen und nach der Stadt übersiedeln mußte.

Frau Henriette mußte Hans aus seinen starken jungen Armen über die Schwelle des Hauses in den Wagen tragen. Die Ärmste war durch Gram und Aufregung schwach und elend geworden.

Rose-Marie schritt stumm hinter der Mutter her. Aber sie sah blaß aus, wie der Tod, und Böllermann mußte sich energisch über die Augen fahren, als er sie ansah.

Hans half auch Rose-Marie in den Wagen und stieg dann selbst ein. Böllermann kutscherte.

Fräulein Ulrike stand weinend am Wagen und drückte den beiden Damen immer wieder die Hände.

»Wenn Sie mich brauchen, Fräulein Rose-Marie, dann schicken Sie mir nur einen Boten. Ich habe ja jetzt hier eine Weile faule Zeit, bis der neue Besitzer einzieht. Solange bin ich immer bereit, Ihnen zu helfen, wenn es im Anfang mit dem Wirtschaften nicht gehen will!« sagte sie schluchzend.

»Ich will mich daran erinnern, Fräulein Ulrike, aber es muß nun

auch ohne Hilfe gehen!« antwortete Rose- Marie leise.

Und dann ging es den Hügel hinab, zum letzten Male.

Rose-Marie wandte den Blick und sah noch einmal zurück auf die Stätte ihrer glückseligen Kindheit. Der Jammer schnürte ihr die Kehle zusammen.

Da legte Hans seine Hand auf die ihre.

»Stark sein, Rose-Marie!«

Sie erwiderte den Druck seiner Hand und blickte hinüber nach dem Kirchhof. Dort schlief der Vater neben Tante Anna.

Ein zitternder Atemzug hob ihre Brust. Dann aber richtete sie sich hastig auf und umschlang liebevoll tröstend ihre still vor sich hin weinende Musch.

Hans hatte nur noch Zeit, die beiden Damen nach ihrer neuen Wohnung zu bringen. Dann mußte auch er fort mit Böllermann.

Als er sich von Rose-Marie verabschiedete nahm er ihre beiden Hände in seinen.

»Rose-Marie, wirst Du es ertragen in diesen engen Wänden?«

Sie blickte mit feuchten Augen zu ihm auf.

»Sorg' Dich nicht, Hans. Vatis Verlust war das Schwerste. Was nun kommt, wird leicht dagegen sein. Es tut mir immer sehr leid, daß ich so wenig gelernt habe, womit ich Geld verdienen kann!«

»Sprich nicht so, Du weißt doch, daß ich für Euch arbeiten werde, und solange ich gesund bin, seid Ihr vor Not geschützt!«

»Du sollst aber nicht immer für uns arbeiten müssen, Hans. Vorläufig müssen wir Deine Hilfe wohl annehmen. Aber ich will, sobald ich erst zur Ruhe gekommen bin, darüber nachdenken, wie ich selbst verdienen kann!«

»Willst Du mir die Freude nicht gönnen, für Euch schaffen zu dürfen? Hab' ich Euch nicht viel Dank abzutragen? Quäle Dich nicht, Rose-Marie, ich will nicht, daß Du Dich sorgst und mühst, und wohl gar schwach und elend wirst!«

Sie streckte mit einem matten Lächeln die Arme aus.

»Die sind stark und gesund, und ich will sie regen. Laß mir ein wenig Mühe und Arbeit, lieber Hans. Vati sagte immer, wenn einer

tüchtig schaffen und arbeiten kann, ist er nie ganz unglücklich!«

»Aber versprich mir, daß Du nichts unternehmen wirst, ohne mir vorher davon zu schreiben!«

»Das verspreche ich Dir!«

»Und daß Du mir all Deine Sorgen und Kümmernisse anvertrauen willst!«

Sie preßte seine Hände an ihre Augen.

»Alles werde ich Dir anvertrauen, Du bist ja jetzt mein einziger Hort. Musch braucht meinen Schutz nötigen als ich den ihren!«

Da gab er sich zufrieden. Noch sprach er nicht aus, daß er sie eines Tages als seine liebe Frau in eine neue Heimat zu holen hoffe.

Er gedachte des Versprechens, das er Onkel Fritz gegeben hatte.

So reiste er mit Böllermann ab und mußte sich zufrieden geben mit der Gewißheit, daß Rose-Marie und ihre Mutter vorläufig geborgen waren.

* *
*

Als es nun ruhig und still geworden war um sie her, da merkten die beiden vereinsamten Frauen erst die ganze Schwere ihres Verlustes.

Wenn Rose-Marie den kleinen Haushalt besorgt hatte, was ihr gar nicht leicht fiel mit ihren ungeübten Händen, dann setzte sie sich neben die Mutter, deren Zustand jetzt in völlige Erschöpfung aufgegangen war.

Sie mühte sich mit irgend einer Näharbeit, die ihr viele ungeduldige Seufzer kostete, denn die Nadel wollte nicht so, wie sie.

Traurig schweifte ihr Blick zum Fenster hinaus.

Draußen in Burgau blühten wohl jetzt die Veilchen im Garten; wie schwer war es für sie, im engen Zimmer still zu sitzen.

Wenn sie aber einmal meinte, dieses Leben nicht ertragen zu können, dann war ihr immer, als höre sie ihres Vaters Stimme: »Stark sein, Rose-Marie!«

Dann ging es eine Weile. Und dann dachte sie darüber nach, wie

sie wohl Geld verdienen könnte, um Hans zu entlasten.

Die Zinsen von den wenigen Tausend Mark, die ihnen geblieben waren, reichten kaum für Wohnung und Kleidung. Und wieviel mußte sonst noch sein!

Rose-Marie war jetzt eine richtige kleine sorgenvolle Hausfrau, die peinlich mit jedem Pfennig rechnen mußte.





9. Kapitel.

Unerwartete Hilfe.

Marianne Heydebrecht hatte sich nach dem Tode ihrer Tochter noch mehr von der Außenwelt abgeschlossen.

Ihre Leute fanden, daß sie noch strenger und knorriger geworden war, und der alte Gustav seufzte oft verstohlen auf. Trotzdem nun aber selten eine Kunde von außen an ihr Ohr drang, hatte sie doch von dem Drama in Burgau erfahren.

Fritz Gerhards Heldentod erschütterte doch ihr starkes Herz, und sie zog unter der Hand Erkundigungen ein über die Verhältnisse in Burgau.

So erfuhr sie alles, was sie wissen wollte.

Auch daß Hans Ramberg schon seit längerer Zeit in Ronach als Verwalter angestellt war, wußte sie nun, und sogar das hatte sie erfahren, daß der junge Mann mit einem Teil seines Gehaltes Fritz Gerhards Frau und Tochter unterstützte nachdem diese das Gut verkaufen und in die Stadt ziehen müssen. —

Es waren ungefähr vierzehn Tage, nachdem Rose- Marie mit ihrer Mutter Burgau verlassen hatte, als in Schönrode die ganze Dienerschaft, der alte Gustav an der Spitze, aus Rand und Band geriet. Die Herrin von Schönrode wollte verreisen!

Das hatte sie dem alten Gustav gesagt, und dieser verkündete es fassungslos in der Leutestube.

Es war seit Menschengedenken nicht vorgekommen, daß Marianne Heydebrecht das Gut verlassen hatte.

Nun wurde ein uralter Lederkoffer vom Speicher heruntergeholt und gepackt.

Dann mußte sich der alte Gustav bereit machen, seine Herrin zu begleiten, nicht weil sie eine Bedienung gebraucht hätte, sondern weil sie unterwegs nicht gezwungen sein wollte, mit fremden Menschen zu sprechen.

Nun wurde der Wagen angespannt, und Herrin und Diener fuhren nach Eisenach zum Bahnhof.

* *
*

Frau Henriette Gerhard lag aus dem Diwan und ruhte, während Rose-Marie in der kleinen Küche das eben benutzte Kaffeegeschirr forträumte.

Sie war gerade damit fertig, als es draußen an der Wohnungstür klingelte.

Das junge Mädchen ging, um zu öffnen.

Draußen stand eine alte Dame in einem etwas altmodischen Anzug.

Rose-Marie sah fragend in ihr strenges Gesicht, aus dem sie ein paar kaltblickende Augen forschend betrachteten.

»Womit kann ich dienen?« fragte das junge Mädchen.

»Ich möchte Frau Henriette Gerhard sprechen, bin ich richtig hier?«

»Ja. Aber meine Mutter ist leidend, und ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, was Sie wünschen!«

»Was ich wünsche, sagte ich bereits. Ich will Frau Gerhard sprechen Du bist Rose-Marie, nicht wahr?« kam es schroff von den Lippen der alten Dame.

»Ja, das bin ich!« entgegnete das junge Mädchen erstaunt.

»Nun, und ich bin Marianne Heydebrecht, die Tante Deiner Mutter, also Deine Großtante. Und nun führe mich zu Deiner Mutter, ich habe Wichtiges mit ihr zu besprechen!«

Rose-Marie war zusammengezuckt und starrte sie mit großen Augen an.

Also das war Hans Rambergs hartherzige Großmutter?

Einem ersten Impuls folgend, wollte sie sich abweisend gegen die alte Dame verhalten, aber da dachte sie an ihres Vaters Wunsch, daß sich Hans Ramberg mit seiner Großmutter versöhnen mochte.

Und drinnen in dein Schreibtisch des Vaters lag Tante Annas Brief an ihre Mutter, den diese nur erhalten sollte, wenn sie sich mit Hans versöhnt hatte.

War es nicht vielleicht ein Wink des Schicksals, daß es ihr gelingen könnte, Großmutter und Enkel zu versöhnen, daß die alte Frau jetzt zu ihnen kam?

Rose-Marie trat zurück und öffnete die Tür zum Wohnzimmer.

»Bitte, treten Sie ein und nehmen Sie Platz. Meine Mutter ist drüben im Schlafzimmer, ich will ihr sagen, daß Sie da sind!«

Marianne Heydebrecht ging an Rose-Marie vorüber. Kein Zug in ihrem Gesicht verriet, ob sie Böses oder Gutes brachte. Dem jungen Mädchen bangte vor diesem versteinerten Antlitz.

Schnell ging sie ins Schlafzimmer hinüber und beugte sich über die Mutter.

»Schläfst Du, Musch?«

»Nein, Kind. Hat es nicht eben bei uns geläutet?«

»Ja, Musch, es ist Besuch da, der Dich sprechen will!«

»Um Himmels willen nicht, Rose-Marie. Du weißt doch, daß ich mit niemand reden kann, ohne in Tränen auszubrechen. Meine dummen Nerven! Wer ist es denn?«

»Frau Marianne Heydebrecht!«

Henriette Gerhard richtete sich erstaunt empor.

»Tante Marianne? Ach nein, das kann doch wohl nur ein Irrtum sein!«

»Nein, Musch, sie ist es wirklich. Willst Du mit hinüberkommen?«

»Ja, ja, hilf mir ein wenig. Mein Gott, was mag sie nur wollen?«

Auf ihre Tochter gestützt, trat Henriette Gerhard gleich darauf in das Wohnzimmer. Marianne Heydebrecht erhob sich und trat ihr entgegen.

»Tante Marianne — ach, Tante Marianne!« sagte Frau Gerhard.

Die Tränen stürzten der Ärmsten schon wieder über die Wangen.

»Verzeihen Sie,« sagte Rose-Marie, »Musch kann seit dem Tode meines Vaters mit niemand reden, ohne zu weinen. Sie haben wohl von dem Unglück gehört, das uns betroffen hat?«

Rose-Marie streichelte bei diesen Worten zärtlich beruhigend die Wange der Mutter.

Marianne Heydebrecht sah mit einem seltsamen Blick auf die liebevoll besorgte Tochter.

»Ja, ich weiß alles, und deshalb bin ich hier!« antwortete sie langsam. Und zu der weinenden Frau gewendet, fuhr sie fort:

»Wenn Du Dich etwas beruhigen wolltest, Henriette, ich habe nicht viel Zeit und möchte sobald als möglich nach Hause zurückreisen. Also bitte, beherrsche Dich und höre mir zu.

Ich will ohne Umschweife reden. Über Eure Verhältnisse hin ich genau orientiert, und ich bin gekommen, um Euch, Dir und Deiner Tochter, in Schönrode eine Heimat zu bieten.

Du fändest da Erholung und Pflege, und Deine Tochter, nun, sie könnte bei mir so eine Art Amt als Vorleserin und Sekretärin antreten. Ich werde alt und meine Augen beginnen langsam schwach zu werden.

Aus diese Weise wäret Ihr aus aller Not und Sorge, und ich müßte mich nicht mehr mit lauter fremden, bezahlten Menschen abgeben. —Was meinst Du zu dem Vorschlag?«

Henriettes Tränen waren versiegt.

»Tante Marianne, das wolltest Du tun? Ach, mein Gott, wie dankbar wollten wir Dir sein. Nur weiß ich nicht — Rose-Maries Erziehung ist ein wenig vernachlässigt. Ich war immer leidend, und mein seliger Mann hat sie mehr wie einen Jungen aufwachsen lassen.

Reiten und fahren kann sie wohl, und auch von der Landwirtschaft versteht sie viel, aber gerade lesen und schreiben, und sonst dergleichen — mein Mann wollte sie ja noch ein Jahr in Pension schicken; ich weiß nicht, ob sie Dir genügen wird!«

Rose-Marie war zumute, als wenn die harten, strengen Augen ihr bis aus den Grund ihrer Seele sähen.

Aber sie hielt den Blick ruhig und offen aus.

Die Großtante aber sagte:

»So, so! Nun, ich kann mich jedenfalls auch nicht mit der Erziehung eines jungen Mädchens befassen.

Da Dein Mann es schon in Aussicht genommen hatte, Rose-Marie in Pension zu geben, so ist es das beste, wir führen seinen Vorsatz aus. Du gehst dann sofort mit mir nach Schönrode und Deine Tochter bringen wir auf der Heimreise in ein Thüringer Pensionat. Wie findest Du meinen Vorschlag?«

Henriette faßte ihre Hand.

»Tante Marianne, Du nimmst mir eine große Sorge von der Seele. Uns ist nicht Viel geblieben, so gut wie nichts, wir sind arm und wenn nicht —«

Sie wollte sagen: »Und wenn nicht Hans Ramberg seinen Gehalt mit uns teilte, müßten wir verhungern!«

Aber zur rechten Zeit fiel ihr noch ein, daß ja Hans Rambergs unversöhnliche Großmutter vor ihr saß, und daß es nicht ratsam sei, ihn zu erwähnen. So vollendete sie unsicher:

»Und wenn nicht mitleidige Menschen sich unserer erbarmt hatten, wüßten wir nicht, wie wir unser Leben fristen sollten!«

»Nun gut, von heute ab braucht Ihr nicht mehr die Hilfe fremder Menschen in Anspruch zu nehmen!«

Rose-Marie richtete sich plötzlich aus ihrer versunkenen Haltung auf.

»O, es sind nicht fremde Menschen, die uns geholfen haben, sondern mein Vetter — Hans Ramberg!«

Henriette bekam einen roten Kopf; sie sagte eifrig:

»Ach, höre nicht aus Rose-Marie — verzeih', Tante Marianne, das Kind weiß nicht —«

»Doch, Musch, ich weiß, daß Frau Heydebrecht die Großmutter Hans Rambergs ist!« sagte Rose-Marie schnell in ihrer offenen Art und blickte furchtlos in die kalten Augen der alten Dame.

Es tat ihr aber sofort leid, daß sie so vorschnell gewesen war, denn das Gesicht Mariannes wurde fahl und bleich, wie das einer

Toten, und in den Augen zuckte einen Moment ein so furchtbarer Schmerz, daß Rose- Marie das Herz wehtat.

Ehe sie aber noch recht begreifen konnte, hatte sich die alte Frau schon wieder in der Gewalt, nur die Augen blickten noch eine Weile wie erloschen. Als Henriette noch eine Entschuldigung stammelte, sagte sie scharf:

»Du hast recht, Deine Tochter ist noch sehr unerzogen. Sie weiß nicht, daß so junge Mädchen nur reden dürfen, wenn sie gefragt werden. — Also wenn es Dir recht ist, schicken wir sie auf ein Jahr in Pension. Du kannst mich gleich nach Schönrode begleiten.

Was Deinen Haushalt hier anbetrifft, so hast Du vielleicht eine Vertrauensperson, die ihn auflöst. Die Möbel könnten wohl verkauft werden — in Schönrode brauchst Du sie nicht!«

»O, aber Vatis Schreibtisch darf nicht verkauft werden, dies Andenken an ihn lasse ich mir nicht nehmen. Mir ist, als könnte ich nie ganz verlassen sein, solange ich ihn besitze!« rief Rose-Marie hastig und erregt und streichelte mit feuchten Augen den toten Gegenstand.

Ihre Mutter hatte Angst, daß Tante Marianne das wieder als vorlaut rügen würde. Aber diese blickte nur wieder mit einem forschenden Blick in das Gesicht des jungen Mädchens.

»Du sollst den Schreibtisch behalten. Ich werde ihn in Schönrode in Dein Zimmer stellen lassen, damit Du ihn dort findest, wenn Du aus der Pension kommst. — Also wie ist es, habt Ihr jemand, der Euren Haushalt auflösen könnte?«

»O ja. Das trifft sich gut; unsere frühere Wirtschafterin, Fräulein Ulrike, würde uns das gern besorgen. Ich brauche ihr nur eine Botschaft zu schicken!«

»Schön, dann will ich Euch jetzt verlassen und ins Hotel zurückgehen, wo mich mein Diener erwartet. Die ungewohnte Reise hat mich angegriffen Morgen früh hole ich Euch ab.

Bezüglich der Pension, in die wir Rose-Marie bringen wollen, bin ich allerdings noch im unklaren. Jedenfalls bin ich aber dafür, daß sie gleich eine solche aufsucht, ehe sie mit nach Schönrode geht!«

»Da wüßte ich Rat, Tante Marianne!« sagte Frau Gerhard. »Die Schwester unserer Frau Pastor, eine verwitwete Frau Doktor Alvensleben, hat in Jena ein Pensionat. Das hatten wir, mein Mann und ich, schon für Rose-Marie in Aussicht genommen!«

»Gut, das paßt vorzüglich Jena liegt uns so ziemlich am Wege. Dann wäre alles abgemacht. Ihr müßt nur das Notwendigste einpacken und bestimmen, was Euch nachgeschickt werden soll. Rose-Maries Ausrüstung; für die Pension übernehme ich natürlich, wie alle anderen Kosten!«

Henriette küßte weinend ihre Hand und sagte:

»Ich danke Dir innig, Tante Marianne!«

Die alte Dame zog hastig ihre Hand fort. Dann sah sie noch einmal scharf in Rose-Maries blasses Gesicht, in dem es von verhaltener Erregung zuckte, und empfahl sich schnell, ohne viele Worte, mit dem Bemerkten, daß sie am nächsten Morgen um acht Uhr Mutter und Tochter abholen würde. —

Als die beiden Frauen allein waren, schluchzte Henriette Gerhard auf.

»Ach Gott, so ein unverhofftes Glück, Rose-Marie, so ein Glück! Der Himmel hat uns doch noch nicht ganz verlassen!«

Rose-Marie sah finster und trotzig aus; sie sagte:

»Ist es wirklich ein so großes Glück, zu der hartherzigen Frau zu kommen?«

»Aber Kind, Du bist ja nicht klug! Hast ja keine Ahnung, wie herrlich es in Schönrode ist. Das Herrenhaus ist ein Schloß und liegt in einem wundervollen alten Park, der in den schönsten Wald ausläuft.«

Und es ist prächtig ausgestattet, so etwas hast Du noch nicht gesehen. Du wirst Augen machen! Wie Du mich erschreckt hast, als Du von Hans sprachst!«

»Sollte ich ihn verleugnen, Musch, ihn, der ans so großmütig seine Hilfe bot?«

»Nein doch, nicht verleugnen,« sagte Frau Gerhard, »aber klug muß man sein, Rose-Marie. Du weißt doch, wie er zu seiner

Großmutter steht. Wenn sie es übel genommen hätte und ihr Anerbieten zurückzog —«

»Ach, Musch, ich weiß nicht, freuen kann ich mich nicht über dies Anerbieten. Ich hätte viel lieber von Hans Hilfe angenommen, als von seiner Großmutter!«

»Du mußt aber bedenken, daß sich Hans ein großes Opfer hätte auferlegen müssen. Und trotzdem hätten wir nur ein kümmerliches Dasein fristen können. In Schönrode aber wird es uns an nichts fehlen.

Ach — und denk' doch nur, wir sind dann wieder draußen im Freien, nicht in den engen Straßen und den kleinen Zimmern.

Und in Pension sollst Du endlich kommen und lernen, was Dir fehlt, ich bin so froh darüber. Endlich doch wieder ein bißchen Sonnenschein. Freue Dich doch, Rose-Marie!«

Das junge Mädchen neigte sich liebevoll zur Mutter herab.

»Deinetwegen, kleine, arme Musch, Deinetwegen, freue ich mich, wenn ich mich nur jetzt nicht von Dir trennen müßte!«

»Es ist ja nur auf ein Jahr, Kind. Und dann — bedenke noch eins — wer weiß, ob wir nicht für Hans etwas ausrichten können. Vater wollte doch so gern vermitteln zwischen den beiden. Nun können wir es vielleicht tun!«

Rose-Marie sah sinnend vor sich hin. Liebkosend, streichelte sie die blossen Wangen der Mutter.

»Daran hab' ich gleich gedacht, Musch — und deshalb habe ich mich auch in alles gefügt, was die herrische Frau so kurz und schroff bestimmte. Aber nun müssen wir wohl schnell nach Burgau schicken und Fräulein Ulrike hereinbitten, daß wir alles mit ihr besprechen können.

Inzwischen packe ich dann das Nötigste für uns und schreibe ein paar Worte an Hans. Du ruhst Dich jetzt aus, bis Fräulein Ulrike kommt.«





10. Kapitel.

In der Pension.

Rose-Marie Gerhard schrieb an Hans Ramberg:

»Mein lieber Hans!

Wie ich Dir schon kurz meldete, hat Deine Großmutter Musch mit nach Schönrode genommen und mich in eine Pension gebracht.

Ich bin hier in Jena bei Frau Doktor Alvensleben, der Schwester unserer Frau Pastorin, und will Dir nun mitteilen, wie es mir in dieser Zeit ergangen ist.

Seit fast drei Wochen bin ich nun schon hier, doch stürmte soviel Neues auf mich ein, daß ich Dir nicht eher schreiben konnte. Also Frau Doktor ist Witwe und in ihrem hübschen Hause sind außer mir noch sieben junge Mädchen in Pension.

An diesem Briefe werde ich wohl ein paar Tage schreiben müssen, denn ich will Dir doch alles erzählen und habe nicht viel Zeit. Auch geht es ja leider mit meinem Krikelkrakel noch etwas langsam.

Unsere Reise ging durch wunderschöne Gegenden. Was ist Thüringen für ein herrliches Land!

Ich freue mich, daß Du auch in Thüringen bist, und gar nicht sehr weit von mir. Das gibt mir viel Ruhe und Sicherheit, ich denke immer: wenn Du es hier nicht aushältst läufst Du auf und davon zu Deinem lieben Hans. Aber ich tue es nicht, hab' keine Angst, nur ruhig macht mich der Gedanke.

Musch schlief vor Erschöpfung fast auf der ganzen Fahrt, und mir gegenüber saß Frau Marianne Heydebrecht und sah mich fast immer an.

Ach, Hans, Du kannst Dir nicht denken, was für sonderbare Augen

sie hat.

Man meint, sie seien hart und kalt, und so scharf, daß sie durch und durch dringen, aber dann mit einem Male zuckt es darinnen auf wie ein heißes, furchtbares Weh, ganz kalt läuft es einem dann den Rücken herunter, man möchte die Hand nach ihr ausstrecken und sie streicheln. Aber in demselben Moment blicken ihre Augen schon wieder so kalt, daß Du denkst, Du hast geträumt.

Es ist ganz seltsam.

Aber nun will ich Dir nicht weiter von ihr schreiben sonst bist Du mir böse. —

Als wir in Jena ankamen, brachten mich Musch und, Großtante — so muß ich sie nennen — zu Frau Doktor, hielten sich aber gar nicht lange auf.

Musch, meine Herzensmusch, weinte entsetzlich, als sie fortgingen von mir. Aber ich biß die Zähne zusammen und dachte an Vati: »Stark sein, Rose-Mariel«

Ach, es ist manchmal schrecklich schwer, stark zu sein, das kannst Du mir glauben.

Frau Doktor ist eine kleine, dicke Frau, mit einem sehr würdevollen Gesicht. Sie reckt sich immer in den Schultern und trägt hohe Absätze, um größer auszusehen, wahrscheinlich, damit wir mehr Respekt vor ihr haben sollen. Gewöhnlich spricht sie so ein bißchen salbungsvoll, wie unser Herr Pastor, aber wenn sie erregt ist, fliegen die Worte nur so heraus.

Gleich nachdem Musch und Großtante fort waren, wurden die anderen Pensionärinnen ins Sprechzimmer gerufen und mir vorgestellt.

Ich will sie Dir gleich nennen und beschreiben.

Es hat freilich einige Zeit gedauert, bis ich sie so auseinanderhalten konnte, aber jetzt kann ich sie Dir gut schildern.

Da ist zuerst Grete Martin, ein hübsches, frisches großes Mädels mit blauen Augen und braunem Haar. Sie ist aus Breslau und hat keinen Vater mehr. Aber trotzdem ist sie lustig und vergnügt Ihr Spitzname ist »Distel« — sie haben hier alle Spitznamen — wohl

weil sie manchmal ein bißchen scharf ist und sticht.

Zweitens: Else Dittrich. Das ist ein kleines Persönchen mit wunderschönen dunklen Haar, großen dunkelblauen Augen und schönen Zähnen. Ihr Vater ist Arzt in Brandenburg. Sie spricht so schnell und lebhaft, daß man sie kaum verstehen kann und die Lehrer sie alles langsam wiederholen lassen. Ihr Spitzname ist »Moppel«.

Nun kommt Nummer drei — Fifi Kurz aus Halle. ihr Spitzname ist »Pfiffikus« und das ist sie auch. Dabei ist sie aber sehr gutmütig und tröstet mich immer sehr lieb. Gleich ihrer ebenfalls hier weilenden Schwester Marga ist sie blond, hübsch und blauäugig, singt sehr gut und ist immer guter Laune.

Ihre Schwester Marga, genannt »Mimosa« wegen ihrer Empfindlichkeit, ist sehr klug und kennt fast die ganzen Klassiker auswendig. Sie macht sehr schöne Gedichte und möchte gern Schauspielerin oder Schriftstellerin werden. Sehr schwärmerisch ist sie auch veranlagt, kann aber trotzdem energisch sein, und wir alle ordnen uns ihr unter, wenn sie etwas angibt.

Jetzt kommt Trude Behnisch, meine Zimmerkollegin, an die Reihe. Wir bewohnen hier immer zwei und zwei ein Zimmer.

Und es ist so gut, daß ich mit Trude zusammengekommen bin. Sie ist sehr ordnungsliebend und nimmt mich streng in die Lehre: ach, bei mir ist es damit noch sehr im argen.

Sie legt und stellt immer alles gleich an den richtigen Platz, näht sich jeden Aufhänger, jeden Knopf sofort wieder an, hat nie einen Riß in ihren Kleidern, und ihr schwarzes Haar ist von früh bis spät gleich glatt und ordentlich.

Sie duldet kein Stäubchen in unserem Zimmer, wo wir selbst Staub wischen und Ordnung schaffen müssen. Wenn ich nicht gleich alles in Ordnung bringe, schilt sie mich aus. Aber das ist sehr gut.

Auch auf mich selbst und meinen Anzug achtet sie, weil ich sie darum gebeten habe, und mit viel Geduld hilft sie mir wieder und wieder mein Haar in Ordnung bringen.

Meine Zöpfe sind nämlich immer noch so widerspenstig, die Locken ringeln sich immer wieder wild um die Stirn. Aber denke nur,

sie beneiden mich hier alle um dieses rabiate Haar und machen viel Aufhebens von der Farbe.

Übrigens, Deine Großmutter mußte auch irgend etwas an meinem Haar finden, sie blickte oft so sonderbar auf meine Zöpfe, wahrscheinlich, weil sie ruschelig waren.

Also ja, es ist ein Glück, daß Trude Behnisch meine Zimmerkollegin ist.

Du glaubst nicht, wie nett und zierlich sie immer aussieht mit ihrem feingeschnittenen Gesicht und ihren großen, dunklen Augen. Sie macht übrigens auch Gedichte, aber nur scherzhafte, die viel belacht werden.

Nun ist da noch Lisa Roemelt, die wir »Wonnebummel« nennen, weil sie so rund und mollig und bequem ist, wie ein solcher, und zuletzt Helma Weitzner, eine Berlinerin, die sehr elegant ist und sehr von sich eingenommen.

Sie trägt viel Schmuck und pudert sich heimlich, wenn es Frau Doktor nicht merkt.

Daß sie durchbrochene Strümpfe und Lackschuhe trägt, will Frau Doktor auch nicht leiden, aber sie tut es doch und behauptet, andere nicht tragen zu können. Sie ist gar nicht beliebt und ich mag sie auch nicht, warum, weiß ich eigentlich selbst nicht.

Gleich am ersten Tage fragte sie mich, ob ich eine »Flamme« hätte. Als ich ihr sagte, ich wüßte nicht, was sie damit meine, tippte sie auf ihre Stirn und sagte verächtlich: »Du bist aber schrecklich dumm!«

Die anderen lachten dazu und ich wagte nicht zu fragen, was eine Flamme ist. Es scheint sehr lächerlich zu sein, daß man das nicht weiß. Mit Feuer und Lampe hat es nichts gemein, das habe ich schon herausgebracht.

Kannst Du es mir vielleicht sagen?

Bitte, schreib es mir mit, daß ich nicht wieder ausgelacht werde. —

—

Gestern mußte ich aufhören, zu schreiben, weil wir zu Bett gehen mußten. Nun will ich Dir heute von unseren Lehrern berichten.

Rechnen, Geographie und Geschichte haben wir bei Dr. Bäßler. Er ist ein alter und sehr unangenehmer Herr, und haßt die frische Luft.

Sprach- und Klavierunterricht haben wir bei Fräulein Adolfine Winzer, die ebenfalls schon ziemlich alt ist und sehr viel Strafarbeiten ausgibt.

Dafür haben wir einen sehr netten Literaturlehrer, der uns auch in Kunstgeschichte unterrichtet.

Morgens stehen wir um sieben Uhr auf, halb acht Uhr wird gemeinsam gefrühstückt, und dann fangen die Stunden an.

Jede dritte Woche haben wir Küchendienst, und abwechselnd müssen wir den Tisch decken und im Schulzimmer aufräumen. Das machen wir auch zwei und zwei, und ich habe dann immer Trude bei mir, die mich geduldig alles lehrt, was ich brauche.

Außerdem haben wir bei Frau Doktor selbst Handarbeits-Unterricht. Ach, Hans, dabei leide ich direkt Höllenqualen. Stillsitzen und nähen, das ist mir noch immer das Schrecklichste.

Jeden Tag gehen wir spazieren, aber in Reih' und Glied, wie Soldaten.

Frau Doktor oder Fräulein Winzer sind immer dabei.

Nie darf man einmal Vorseilen, oder nachbleiben. Ich hasse diese Spaziergänge und es kribbelt mir dabei in den Fußspitzen.

Wie ganz anders war es, wenn ich mit Vati und Dir in Burgau umherstreifte! Doch daran darf ich gar nicht denken; überhaupt, ich habe oft eine so heiße Sehnsucht nach Vati, nach Musch, nach Dir! Aber still, Rose-Marie!

Musch gefällt es in Schönrode sehr und sie freut sich auf die Zeit, wenn ich auch dort sein werde. Ich aber fürchte mich vor Schönrode — und vor Deiner Großmutter.

Nun aber will ich schließen.

Grüße den lieben Böllermann, ich freue mich, daß er bei Dir ist. Und schreib' mir recht oft, wie es Dir in Ronach geh!

Nun »Gute Nacht«, mein lieber Hans. Ich sende Dir Grüße und Küsse. Vergiß nicht Deine

Rose-Marie.«

Die Pensionärinnen saßen im Schulzimmer.

Weit standen die Fenster offen, um die würzige Frühsommerluft einzulassen.

Da trat Dr. Bäßler ein. Ängstlich schlug er den Rockkragen hoch und zappelte mit Händen und Füßen.

»Wie oft soll ich Ihnen sagen, meine Damen, wenn ich zum Fenster hereinkomme, müssen die Türen geschlossen sein!« sagte er mürrisch.

Die jungen Mädchen kicherten und schlossen die Fenster.

Er sah sie strafend an.

»Merkwürdig, was haben Sie zu lachen?«

Grete Martin antwortete keck:

»Ach, Herr Doktor, Sie haben sich versprochen!«

»Hm — so, so! Und das finden Sie so lächerlich? Merkwürdig! Doch wir wollen beginnen. Wann war die Seeschlacht von Salamis, Fräulein Trude?«

»580 vor Christi!«

»Falsch — sagen Sie es richtig, Fräulein Else!«

»480 vor Christi!«

»Gut, aber vollständig antworten. Zwischen wem wurde diese Schlacht geschlagen, Fräulein Rose-Marie?«

»Zwischen den Persern und Griechen!«

»Wer siegte? Sagen Sie das, Fräulein Marga!«

»Die Griechen besiegten die Perser!«

»Hm, gut!«

» Herr Dr. Bäßler examinierte und fragte weiter. So ging es eine Stunde lang.

Dann war zehn Minuten Pause.

Auch die nächste Geographiestunde hielt Dr. Bäßler, zum großen Leidwesen der jungen Damen.

Else Dittrich hatte für diese Stunde eine Strafarbeit aufbekommen, die sie vergessen hatte.

Es war ihr erst am Morgen beim Frühstück eingefallen. Sie wußte

sich aber zu helfen und lief heimlich vor der Stunde in die Küche, wo gerade Fische geschlachtet wurden. Unbemerkt tauchte sie ihr Taschentuch in das Blut, dann steckte sie es zu sich.

Als nun Dr. Bäßler sein Notizbuch hervorzog, in dem er alle Strafen vermerkte, bekam Else plötzlich Nasenbluten.

Kurz meldete das, freudestrahlend über die Unterbrechung.

Dr. Bäßler sah auf, schob die Brille von der Nase auf die Stirn und schüttelte den Kopf.

»Es ist merkwürdig wie oft die jungen Damen Nasenbluten haben. Gehen Sie auf Ihr Zimmer, Fräulein Elfe, und machen Sie Umschläge, bis es vorüber ist!«

Else preßte das blutgefärbte Tuch an ihre Nase und eilte hinaus.

Draußen verschwand das Tuch sofort und Else machte in ihrem Zimmer eiligst die vergessene Strafarbeit.

Auch Rose-Marie war dieses Rezept für alle Fälle empfohlen worden, aber ihrem ehrlichen Charakter widerstrebten solche Manöver; lieber gestand sie ein Unrecht ein.

Ihre Pensionsschwester nahmen ihr diese gerade Ehrlichkeit etwas übel und nannten sie erst einen »Tugendbonzen«.

Helma Weitzner mokierte sich außerdem über ihre »derben Manieren«, und ihre Unfähigkeit, sich zu verstellen, machte sie im Anfang direkt unbeliebt.

Aber da trat ein Ereignis ein, welches Rose-Marie aus der »geduldeten Neuen« zum gefeierten Mittelpunkt der Pension machte.

Eines Nachmittags gingen die Pensionärinnen wieder in Reih' und Glied mit Frau Doktor spazieren.

Als sie um eine Straßenecke bogen, hörten sie plötzlich lautes Rufen und Schreien.

Ein scheu gewordenes Pferd kam mit einem leeren Rollwagen die Straße herabgestürmt.

Der Kutscher war beim Aufsteigen durch das Scheuen des Tieres zu Fall gekommen und lag in einer sehr gefährlichen Stellung über dem hinteren Teil der Deichsel, wo er sich krampfhaft anklammerte

und jämmerlich um Hilfe schrie.

Aber alles rannte angstvoll zur Seite; es waren fast nur Frauen und Kinder auf der Straße.

Die Pensionärinnen retteten sich in einen Torweg, und Frau Doktor sprang, alle Würde vergessend, wie ein Gummiball auf und nieder, bis sie in Sicherheit war.

Nur Rose-Marie behielt ihre Ruhe und Besinnung.

Niemand als sie hatte bemerkt, daß mitten auf der Straße ein kleines Mädchen bei der Flucht zu Fall gekommen war, das sich aus irgend einem Grunde nicht erheben konnte.

Aus dem Fenster eines Hauses erscholl ein Entsetzensschrei, den die Mutter des Kindes in hilfloser Angst ausstieß. Rose-Marie hatte das alles mit einem Blick überflogen.

Schneller als man es beschreiben kann, warf sie sich plötzlich dem scheuen Tiere entgegen, faßte es mit energischem, geschickten Griff kurz am Zügel und riß es noch im letzten Augenblick jäh zur Seite, so daß das Kind unverletzt blieb und nur mit dem Schrecken davonkam.

Rose-Marie wurde freilich ein Stück mit fortgeschleift.

Frau Doktor und ihre Schützlinge schrien laut auf, aber sie verlor nicht einen Moment die Besinnung und kam schnell wieder auf die Füße.

Mit eigentümlichen, beschwichtigenden Lauten sprach sie auf das scheue Tier ein, dann noch ein rascher, geschickter Griff, den sie ihrem Vater abgelauscht hatte, und das Tier blieb zitternd und schnaubend stehen.

Der Kutscher konnte sich aus seiner gefährlichen Lage befreien und kam nun Rose-Marie zu Hilfe, indem er ihr mit ungelassenen Worten seinen Dank ausdrückte.

Auch die Mutter mit ihrem geretteten Kinde kam herbei und dankte Rose-Marie mit tränenden Augen.

Von allen Seiten wurde das junge Mädchen umringt und bewundert.

Frau Doktor wollte eine salbungsvolle Rede halten, aber niemand

hörte auf sie.

Die Pensionärinnen nahmen Rose-Marie triumphierend in ihre Mitte und waren sehr stolz auf sie.

Mit einem Male hatte sich Rose-Marie die Zuneigung der jungen, begeisterungsfähigen Herzen gewonnen.

Sie war ganz benommen von diesem allgemeinen Beifall und wehrte verwirrt allen Dank ab.

»Da war doch wirklich nichts dabei,« sagte sie, »ich verstehe doch mit Pferden umzugehen und hab' schon manchen renitenten Gaul zur Vernunft gebracht!«

Frau Doktor kam nun endlich wieder zu Worte und ließ ihr Häuflein antreten zum Weitermarsch.

Zu Hause hielt sie dann doch noch ihre schöne Rede und lobte Rose-Marie wegen ihres Mutes.

Als am anderen Tage ein Artikel in der Zeitung stand mit der Überschrift: »Eure heldenmütige Tat«, war das ganze Pensionat aus dem Häuschen, denn es stand schwarz auf weiß in diesem Artikel, daß eine junge Pensionärin der Frau Doktor Alvensleben diese Tat vollbracht hatte.

Fräulein Marga dichtete eine Ballade darüber, die alle zu Tränen rührte, und alle jungen Mädchen erkoren sich Rose-Marie zur »besten Freundin«.

Nur Helma Weitzner, die sehr neidisch war, sprach abfällig von »Manieren eines Pferdeknechtes«, was sie noch unbeliebter machte als zuvor.

Rose-Marie war jedenfalls jetzt die Heldin der Pension, und ein wahres Begeisterungsfieber für sie brach sich Bahn, Sie erhielt den Spitznamen »Amazone« und sogar Dr. Bäßler sagte ihr einige anerkennende Worte, worin er es wieder »sehr merkwürdig« fand, daß eine junge Dame soviel Mut hatte.

Grete Martin aber sagte:

»Kinder, durch Rose-Marie hat unsere Pension in der ganzen Stadt einen heldenhaften Nimbus bekommen, schade, daß nicht alle Tage ein Pferd durchgeht, wir würden, durch Rose-Marie begeistert,

Wunderdinge vollbringen!«

Jedenfalls gefiel es Rose-Marie nun, da man sie liebte, viel besser in der Pension, wenn nur die Sehnsucht nach Musch nicht gewesen wäre und die Furcht vor der Zukunft in Schönrode bei der strengen, hatten, alten Frau. —

Hans hatte ihr manchen lieben Brief geschrieben. Zunächst war er außer sich, daß sie nun von seiner Großmutter abhängig war.

»Wie soll ich Dich wiedersehen, wenn Du in Schönrode bist, meine liebe, kleine Rose-Marie? Schönrode ist mir verschlossen, und ich habe doch schon jetzt so große Sehnsucht nach Dir!« So schrieb er.

Sie tröstete ihn im nächsten Briefe.

»Das wird sich schon alles finden, mein lieber Hans. Musch und ich treffen dann eben an einem anderen Ort mit Dir zusammen, wenn Du Urlaub hast, vielleicht in Eisenach, das liegt ja nahe bei Schönrode.«





11. Kapitel.

Erlebnisse in der Pension.

Es war ein heller, warmer Sommermorgen.

Die Pensionärinnen frühstückten gewöhnlich mit Frau Doktor und Fräulein Winzer in der Gartenlaube.

Heute war jedoch Frau Doktor unpäßlich, und Fräulein Adolfine Winzer hatte Urlaub zu einer Hochzeitsfeier.

So waren die jungen Mädchen unter sich.

Natürlich waren sie sehr lustig und ausgelassen.

»Kinder, ich wünsche Adolfine jeden Tag eine Hochzeit und Frau Doktor einen Schnupfen. So ein Frühstück ohne Obrigkeit ist famos.

Man kann doch sein Brötchen wieder mal ordentlich dick mit Butter bestreichen, ohne daß Frau Doktor sorgenvoll nach dem Butterteller schielt!« sagte Lisa Roemelt, genannt »der Wonnebummel«, mit Behagen, und strich sich dick Butter auf.

»Na, Wonnebummel, Du lebst wohl unter dem Motto: An guter Butter ist noch niemand erstickt? Denk auch ein bißchen an uns. Die Köchin rückt kein neues Stück heraus!« schalt Grete Martin lachend.

»Wonnebummel kriegt jetzt ein Plakat über ihr Bett: Vielfraß nennt man dieses Tier, wegen seiner Freßbegier!« erklärte Fifi Kurz.

Wonnebummel biß vergnügt und phlegmatisch in ihr Brötchen.

»Strapaziert Euch nicht, Kinder, was ich zuviel esse, bringt Helma wieder ein, die lebt bloß noch von der Luft, wegen ihrer schlanken Taille!«

Helma zuckte spöttisch und überlegen die Achsel.

»Gott, Kindchen, mir wäre es einfach ein Greuel, mit solchem Taillenumfang wie Du herumzulaufen Das ist vulgär!«

Wonnebummel räkelte sich dick, satt und zufrieden in ihrem Stuhl.

»Echauffiere Dich nicht, Dollarprinzeß aus Berlin W., sonst kriegst Du eine rote Nase und das kleidet Dich nicht. Außerdem haben wir nachher Stunde bei unserem verehrten Dr. Krüger!«

Helma warf den Kopf zurück.

»Bah, was liegt mir an Dr. Krüger, den Ihr alle anhimmelt. Ich habe schon Huldigungen ganz anderer Kavaliere ignoriert!«

»Hab' Dich nur nicht,« rief Grete Martin erbost, »Du machst ihm doch die schönsten Augen, die Du auf Lager hast. Aber er reagiert sauer — das ärgert Dich!«

«Ruhe! Rrrruhe! Immer mit Gefühl und Wellenschlag. Zankt Euch nicht, Amazone kann das nicht hören!« rief Marga Kurz energisch.

Rose-Marie wurde rot, als alle sie anblickten.

»Ach, seid nicht böse, aber ich finde es wirklich schrecklich, wenn Ihr zankt!« sagte sie bittend.

»Hast recht, Rose-Marie!« bekräftigte Trude Behnisch und schloß sorglich einen Knopf an Rose-Maries Kleid.

«War er schon wieder offen, Trude?«

»Ja, Schatz. Dr. Bäßler würde es merkwürdig, höchst merkwürdig finden, daß unsere kühne Rossebändigerin niemals ihre Kleider in Ordnung halten kann!«

Rose-Marie seufzte.

»Du hast Deine liebe Not mit mir, Trude. Aber nicht wahr, gebessert habe ich mich schon?«

»Ganz bedeutend. Nächstens übertriffst Du uns alle!« sagte Trude lachend.

»Du, Trude, lies doch mal das famose Gedicht vor, daß Du gestern über Fräulein Winzer gemacht hast!« forderte Fifi Kurz.

Trude zog einen Zettel aus der Tasche und las:

»Unterm Arm den Bücherstoß,
Riesengroß.

Tritt mit wichtiger Miene

Ein die Adolfine

»Diese Fehler« grollt sie stumm,

Bumm.

Ringt entrüstet ihre Hände,
Und die Stunde ist zu Ende.«

»Famos, famos! Trude Du hast sie mit kühnen Strichen gezeichnet. Das schreibe ich mir ab!« rief Fifi entzückt.

Die anderen stimmten ein.

Trude wehrte lachend ab.

»Knüttelverse, Kinder — so schön wie Marga kann ich's nicht. Aber inzwischen ist es Zeit geworden zum Unterricht!«

»Wer hat die Woche?« fragte Marga.

»Moppel und Pfiffikus!«

»Also los, ihr beiden, räumt schleunigst den Frühstückstisch ab, Narkotisiert aber die Köchin erst, ehe Ihr den leeren Butterteller abliefern, damit ihr der Anblick schmerzlos ist, Ihr anderen, vorwärts in das Schulzimmer!«

»Mein Gott, Mimosa, Du entwickelst ja unheimliche Energie als stellvertretende Obrigkeit!« maulte Wonnebummel, verdrießlich, daß sie aufstehen mußte. »Man kann ja nicht mit Ruhe verdauen!«

»Dazu reicht bei Dir der Tag nicht aus. Du, Distel, vergiß nicht, daß Du Dr. Krüger das Gedicht, welches Du voriges Mal nicht konntest, sofort aufsagen sollst, wenn er eintritt!« mahnte Marga besorgt, denn Dr. Krüger, der hübsche, junge Literaturlehrer, durfte nicht geärgert werden. Dazu schwärmte man zu sehr für ihn.

»Ich weiß schon, Mimosa, es wird besorgt!«

»Kannst Du es denn?«

»Ff!«

»Na schön. Also hinein und nicht so laut, damit Frau Doktor nicht aufwacht!«

Kaum hatten alle im Schulzimmer Platz genommen, als Dr. Krüger eintrat.

Sein geistvolles, gut geschnittenes Gesicht wandte sich mit einem freundlich humoristischen Lächeln grüßend seinen Schülerinnen zu.

Ehe er ein Wort sagen konnte, war die »Distel« aufgestanden und rief mit heller Stimme:

»Ha, da kommt er, so schön sah ich ihn nie!«

Sie kam nicht weiter mit ihrer Deklamation, ein fröhliches Gelächter erhob sich über Dr. Krügers lustig erstauntes Gesicht.

»Weshalb begrüßen Sie mich mit so schmeichelhaften Worten, Fräulein Grete?«

»Aber-, Herr Doktor, ich sollte Ihnen doch gleich beim Eintritt »Hermann und Thusnelda« vortragen.

Dr. Krüger schmunzelte.

«Richtig! Nun, da Sie so frisch und freudig begonnen, schenke ich Ihnen die Fortsetzung Aber hier finde ich noch ein schwarzes Kreuz in meinem Strafbuch Fräulein Helma — haben Sie den Aufsatz geschrieben, den ich Ihnen zur Strafe für Ihre Unaufmerksamkeit aufgab?«

Helma überreichte ihm mit kokettem Blick ein Blatt Papier. Die Arbeit war flüchtig und unsauber geschrieben. Dr. Krüger gab sie zurück und sagte ruhig:

»Ah, das ist nur das Konzept, bitte, bringen Sie mir morgen die Reinschrift!«

Sie steckte das Blatt wütend ein.

Die anderen fanden es entzückend, wie fein Dr. Krüger sie abgeführt hatte.

Der Unterricht begann, Dr. Krüger hatte sich nicht über seine Schülerinnen zu beklagen: er wußte sie zu fesseln. —

Nach dieser Stunde hatten die jungen Mädchen heute frei. Die Sprachstunden fielen aus, weil Fräulein Winzer abwesend war, und Frau Doktor war zu unwohl, um den Handarbeits-Unterricht zu erteilen.

So durften sie sich nach Belieben beschäftigen.

Rose-Marie ging aus ihr Zimmer, um wieder einmal an Hans recht ausführlich zu schreiben.

Trude saß mit einigen anderen unten im Garten und stickte an einem Geburtstagsgeschenk für ihre Mutter.

So war Rose-Maine allein.

Während sie schrieb, kam Helma Weitzner in ihr Zimmer und

wollte sich ein Löschblatt leihen.

Rose-Marie nahm das Gewünschte aus ihrer Schreibmappe. Dabei fiel der angefangene Brief herunter zu Helmas Füßen.

Diese hob ihn schnell auf und blickte neugierig darauf nieder.

»Mein lieber, lieber Hans! O weh, Rose-Marie, da bin ich ja mit einem Male hinter Dein Herzensgeheimnis gekommen. Der liebe, liebe Hans ist doch sicher Deine Flamme!«

Rose-Marie nahm ihr den Brief ab. Sie wurde jedoch rot dabei.

Was eine Flamme war, wußte sie nun schon; die Pensionärinnen sprachen oft genug darüber. Daß Helma dies Wort in bezug auf Hans anwandte, erweckte plötzlich ein unsicheres Gefühl in ihrer Brust.

»Hans ist mein Vetter!« sagte sie jedoch ruhig.

Helma lachte spöttisch auf.

»Bah, das kennen wir. Vetter ist eine bequeme, harmlose Bezeichnung für so etwas. Du bist ja ganz rot geworden!«

Rose-Marie richtete sich stolz auf.

»Wahrscheinlich über Deine taktlosen Worte, Helma. Hans Ramberg ist wirklich mein Vetter!«

Helma lächelte spöttisch.

»Du liebst es, Dich scheinheilig zu drapieren. Alle machst Du dumm, nur mich nicht!«

Rose-Marie legte das Löschblatt vor sich hin.

»Bitte, verlaß mein Zimmer. In diesem Tone rede ich kein Wort mehr mit Dir. Du bist ein garstiges Mädchen, schäme Dich!«

Helma wippte auf ihrem hohen Absatz herum und stieß das Löschblatt verächtlich von sich.

»Du bist noch viel garstiger, Du Heuchlerin!«

Damit ging sie zur Tür hinaus.

Rose-Marie sah ihr mit großen Augen nach. Dann schrieb sie weiter. Aber es war sonderbar, sie mußte immer wieder an Helenes Wort denken: »Der liebe Hans ist doch Deine Flamme.«

Und plötzlich barg sie, wie in Scham vor sich selbst, das Gesicht

in den Händen.

Es war, als habe eine unreine Hand an ihr heiligstes Empfinden gerührt.

* *
*

Rose-Marie schrieb an ihre Mutter:

»Liebe, kleine Herzensmusch!

Nun nur noch vier Wochen, dann komme ich zu Dir. Wie schnell ist das Jahr trotz aller Sehnsucht vergangen!

Ich freue mich schrecklich auf unsere Wiedervereinigung, wenn ich mich auch vor Großtante fürchte. Daß sie streng und hart ist, kannst Du selbst nicht leugnen.

Arme, kleine Musch, wie kalt muß Dir ums Herz sein, wenn sie tagelang kein Wort mit Dir spricht und bei Tische mit kalten, leeren Augen Dir gegenüber sitzt. « Aber nun komme ich zu Dir und will Dich in meine Liebe einhüllen, wie in einen warmen Mantel.

Musch, freust Du Dich nicht, daß ich jetzt so hübsche, fehlerlose Briefe schreibe? Mein Krikelkrakel hat sich zu einer »charakteristischen Handschrift« entwickelt, wie Dr. Krüger sagt.

Mein Klavierspiel ist jetzt auch zum Anhören, und Fräulein Winzer stellt mir in den Sprachen ein gutes Zeugnis aus.

Sogar in den Handarbeiten bin ich, wie Frau Doktor sagt, zufriedenstellend, und das beste — Trude Behnisch erklärt mich jetzt für ordnungsliebend.

Das hat ihr freilich viel Mühe und Schelte gekostet, aber nun ist es erreicht, und meiner Herzensmusch fallen sicher ein Paar Zentnersteine vom Herzen.

Ein bißchen Wildfang bin ich aber noch immer, das fühle ich selbst am meisten.

Manchmal könnte ich wie von Sinnen hinausstürmen ins Freie und laufen — laufen — bis zum Fuchsturm hinauf. Ach, wenn ich doch zuweilen auf »Mordskerls« Rücken ins Weite fliegen könnte, bis zu Dir oder zu Hans!

Hier hat sich manches verändert.

Helma Weitzner ist fort: es gab einen Krach zwischen ihr und Frau Doktor, ich weiß nicht, warum.

Wir sind aber alle froh, daß sie fort ist.

Unser kleiner, lieber »Moppel« geht mit ihren Eltern nach Südwestafrika, für lange Jahre.

Von Grete Martin, die schon ein halbes Jahr fort ist, bekamen wir heute die Verlobungsanzeige.

Und Fifi und Marga Kurz reisen einige Tage nach mir ab. Trude und »Wonnebummel« bleiben bis Weihnachten hier.

Es sind verschiedene Neue angekommen, alles nette, liebe Mädchen.

Aber das kann ich Dir ja alles mündlich erzählen.

Lieber Gott — Musch — in vier Wochen bei Dir — mir wird ganz heiß vor Freude.

Im Vorlesen habe ich mich fleißig geübt, um Großtante zufriedenzustellen. Frau Doktor sagt, ich hätte ein angenehmes, ausdrucksvolles Organ. Aber Angst hab' ich doch und ich denke, ich bringe kein Wort heraus, wenn Großtante mich so seltsam sieht. Ihre Augen verfolgen mich bis in meine Träume.

Aber nun zur Hauptsache.

Gestern schrieb mir Hans einen lieben Brief.

Er sorgt sich schrecklich um uns, und wenn es uns in Schönrode nicht gefällt, sollen wir fortgehen. Sein Gehalt ist bedeutend erhöht worden, und er will uns gern alles geben, was er entbehren kann. Und so große Sehnsucht hat er nach uns. Wir sollen sobald als möglich in Eisenach mit ihm zusammentreffen.

Gelt, Musch, wir schieben dies Wiedersehen nicht lange hinaus. Daß Du mit Großtante noch nicht in Hans-' Angelegenheit gesprochen hast, glaube ich Dir, ängstliche, kleine Musch.

Ich aber werde es sicher eines Tages tun, Vatis Segen ruht dann auf meinem Tun, und das wird mir Mut machen. Aber nun ist es genug für heute. Entbiete Großtante meinen Gruß.

Dir sende ich viele liebevolle Küsse. Behüt' Dich Gott,
Herzensmusch!

Deine Rose-Marie«





12. Kapitel.

Uns Schloß Schönrode.

Ein volles Jahr war Rose-Marie in der Pension gewesen.

Nun war es wieder herrliche Frühlingszeit. Die Holunderbüsche in Frau Doktors Garten dufteten wundervoll.

Rose-Marie hatte sich früh mit ihrer Toilette beeilt. Nun stand sie fertig angekleidet am Fenster.

Heute sollte sie die Pension verlassen.

Aus dem wilden, jugenhaften Kinde war nun eine reizende junge Dame geworden.

Anmutig und kleidsam waren jetzt die goldblonden Flechten zu einer entzückenden Krone aufgesteckt.

Aus dem schöngeschnittenen Gesicht, das noch immer den apfelblütengleichen Teint gesunder Jugend besaß, leuchteten die dunkelblauen Augen wie ein Paar große Saphire.

Sie hatte sich prächtig entwickelt. Ihre Gestalt war schlank und jugendkräftig, und zeigte edle Linien.

Sie bewegte sich voll Grazie, kraftvoll und energisch, und doch nicht mehr so unbeherrscht wie früher.

Jedenfalls war sie ein sehr schönes Mädchen geworden.

Als sie dann ihr Zimmer verließ, wurde sie schon draußen von ihren Pensionsschwestern empfangen, die ihr alle Blumen und kleine Geschenke zum Abschied überreichten.

Rose-Marie dankte herzlich und umarmte ihre Freundinnen.

Dann ging es ins Frühstückszimmer. Dort standen Frau Doktor und Adolfine Winzer wartend am gedeckten Tisch.

Ein großer, verlockend duftender Napfkuchen prangte in der Mitte.

Das war Frau Doktors Abschiedsgabe.

Sie hielt eine salbungsvolle Rede, die nur viel zu lang war für die ungeduldige Mädchenschar, und mit einer Ermahnung schloß, daß Rose-Marie ihrem Institut Ehre machen solle.

»Wonnebummel« hatte schon lange in schmerzlicher Sehnsucht nach dem Napfkuchen geschielt, und atmete er löst auf, als die Köchin die große Kaffeekanne brachte.

Nun wurde fröhlich geschmaust, und Wonnebummel leistete das Menschenmögliche und aß für drei.

Gleich nach dem Frühstück mußte Rose-Marie aufbrechen.

Alle Pensionärinnen gaben ihr bis zum Bahnhof das Geleite. Rose-Maries Gepäck war schon befördert worden, sie trug nur eine kleine Handtasche und die Blumen.

Großtante hatte ihr ein sehr hübsches, elegantes Reisekostüm mit dieser Handtasche geschickt. Das trug sie nun zum ersten Male und wurde sehr bewundert darin.

Bisher hatte sie Trauerkleider getragen.

Ehe sie das Haus verließen, kam Dr. Krüger noch mit einem Blumenstrauß für Rose-Marie, die seine Lieblingsschülerin geworden war.

Frau Doktor ging als Avantgarde mit.

Unterwegs mußte Rose-Marie allen Pensionsschwestern eine Blume von Dr. Krügers Strauß schenken.

Dann kam der letzte Abschied auf dem Bahnhof.

Frau Doktor suchte aufgeregt nach dem Frauenabteil und verstaute ihren Schützling in diesem mit viel Umständlichkeit.

Rose-Marie schaute nun mit umflorstem Blick zum Fenster heraus auf all die blonden und braunen Köpfe.

Marga Kurz und Trude Behnisch weinten jammervoll, und auch Frau Doktors Doppelkinn zitterte ein wenig vor Rührung.

Wonnebummel erstickte ihren Seelenschmerz mit einer im Automaten erstandenen Tafel Schokolade, und Fifi Kurz ärgerte sich über ein paar Studenten, die vom nächsten Wagen aus den schmerzlichen Abschied der Pensionärinnen lachend glossierten.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

»Leb' wohl, Amazone — leb' wohl — leb' wohl — schreib' bald — auf Wiedersehen!«

»Ade all ihr Lieben — ade Frau Doktor — vielen Dank auf Wiedersehen!«

So klang es herüber und hinüber. Tücher wurden geschwenkt, die Studenten winkten fleißig mit — zu Frau Doktors Entrüstung.

Dann waren sie sich aus den Augen entschwunden.

Rose-Mark Wurf sich in ihre Ecke. Nun war auch diese Episode ihres Lebens vorüber. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie Freundinnen besessen und hatte ihnen in ihrem Herzen einen Platz eingeräumt.

Nun ging es einem neuen, unbekanntem Leben entgegen. Wie würde sie ihr neues Amt bei Großtante ausfüllen, wie würde sich die alte Dame zu ihr stellen?

Und Musch? Ob sie sich erholt, ob sie den herben Verlust ein wenig verwunden hatte?

»Ach, Vati! Unvergessener, inniggeliebter Vati, schaust Du auf Deine Rose-Marie herab, bist Du mit ihr zufrieden?

Bleib bei mir mit Deinem Schutz und Segen, ich fürchte mich vor Hans Rambergs Großmutter; mir ist, als müßte alles Licht, alle Wärme aus meinem Leben weichen in ihrer Nähe!«

Der Zug eilte weiter. Bald hatte Rose-Marie Eisenach erreicht und fand, wie ihr Musch geschrieben hatte, den Schönroder Wagen am Bahnhof.

Fast zwei Stunden fuhr Rose-Marie dann im Wagen durch ein wundervolles, waldiges Gelände, immer aufwärts.

Es duftete herrlich nach frischem Grün. Der Wald trug ein zartgrünes Kleid und zeigte sich im schönsten Schmuck. Jetzt ließ er noch zuweilen den Ausblick in die Ferne frei.

Der Kutscher zeigte ihr die Wartburg in der Ferne, und andächtig blickte Rose-Marie auf diesen malerischen Denkstein deutschen Wesens.

Rose-Marie hatte Musch gebeten, sie erst in Schönrode zu

empfangen, damit sie recht frisch sei, denn Wagenfahrten strengten ihren Kopf zu sehr an.

Oben auf der Höhe verließ der Wagen den Wald.

Weite Wiesen und Felder breiteten sich vor Rose-Marie aus. Sie atmete tief auf. Das erinnerte sie an Burgau. Ach, wie heimatlich wurde ihr zumute.

Interessiert betrachtete sie die bestellten Felder.

»Ein guter Boden hier, nicht wahr?« fragte sie den Kutscher.

»Jo, jo — alles Schönroder Acker — und alles Schönroder Wald ringsum!« antwortete dieser.

Rose-Marie versank in träumerisches Sinnen.

Ein wenig verlor sich ihre Furcht vor der nächsten Zukunft. Heimatgefühl schlich sich in ihre Seele.

Wie schön war es hier, wie gut, daß sie jetzt hier sein durfte, statt in der engen Stadt.

War es nicht töricht von ihr, sich vor Großtante zu fürchten?

Hatte sie nicht gut und edel an ihr und Musch gehandelt, obwohl sie gar keine Verpflichtung dazu hatte?

Sie war ihr auch so dankbar gewesen, nur war keine rechte Freudigkeit bei diesem Danke, weil sie immer wieder die hartherzige Mutter Tante Annas in Marianne Heydebrecht sah. Aber jedenfalls wollte sie alles tun, um ihren Dank abzutragen.

Sie wollte sich sehr nützlich machen in Schönrode, und vor allem ihr Amt als Vorleserin und Sekretärin mit aller Kraft und allem Können ausfüllen.

Vielleicht durfte sie sich auch sonst noch betätigen und alles das verwerten, was sie von Vati gelernt hatte.

Rose-Marie schrak aus ihrem Sinnen empor.

Der Wagen beschrieb eine Kurve und nun ging es wieder in dichten Wald hinein.

Nach einer Viertelstunde passierte er ein eisernes Parktor und fuhr unter herrlichen uralten Buchen auf breitem, gepflegtem Wege bis zum Schönroder Herrenhaus.

Vor dem Portal hielt der Wagen an.

Wirtschaftsgebäude sah Rose-Marie nicht, die lagen nach der anderen Seite hinter dem schloßähnlichen Gebäude mit seinen langen, blitzenden Fensterreihen.

Aber seltsam still war es ringsum, als sei alles Leben erstorben.

Mit banger Augen blickte das junge Mädchen zu dem massigen, steinernen Portal mit der schweren, eisenbeschlagenen Eichentür empor.

Warum blieb sie geschlossen?

Endlich öffnete sich das Tor und der alte Gustav, den Rose-Marie schon kannte von jener ersten Reise mit Großtante her, erschien mit freundlichem Lächeln aus der Schwelle.

Er gab dem Kutscher mit halber Stimme Weisung wegen des Gepäcks und bat Rose-Marie, ihm zu folgen.

Sich selbst Mut zusprechend, schritt Rose-Marie hinter ihm her durch einen weiten, hallenartigen Flur, eine breite, dunkelgebeizte Eichentreppe empor nach dem ersten Stock. Ein langer Gang wurde passiert, der mit Teppichen belegt war, so daß die Schritte lautlos verhallten. Ganz gespensterhaft kam das alles dem jungen Mädchen vor. Und nun öffnete Gustav lächelnd eine Tür und ließ sie eintreten.

Helles, warmes Sonnenlicht flutete ihr entgegen, Und dann lag Rose-Mark plötzlich in den Armen ihrer Mutter.

»Musch, Herzensmusch, liebe, kleine Musch, endlich hab' ich Dich wieder!«

»Mein Kind — meine Rose-Marie!«

Tränen überströmten der Mutter Antlitz.

Rose-Marie führte sie liebevoll zu einem Sessel.

»Weine doch nicht, nun haben wir uns ja wieder; ach, Musch, Du bist ja noch viel kleiner geworden!« rief sie halb lachend, halb weinend.

»O nein, Kind, Du bist so groß geworden, so groß. Ist das wirklich mein wirbeliger Wildsang, die stattliche junge Dame? Wo ist denn mein kleines Mädchen geblieben?«

Rose-Marie lachte. Dieses junge, frohe Lachen klang seltsam von den Wänden zurück.

Frau Gerhard lauschte mit inniger Freude diesen in Schönrode so ungewöhnten Tönen. Erst jetzt wurde ihr ganz klar, wie schwer sie ihr Kind entbehrt hatte all die Zeit.

»Herzensmusch, nun ist Dir am Ende gar nicht recht, daß sich Dein ruscheliger Wildfang in eine gesittete und wohlerzogene Dame verwandelt hat?«

Die Mutter nahm ihr den Hut ab und streichelte mit zitternden Händen über das goldene Gelock.

Gar nicht satt sehen konnte sie sich an dem schönen jungen Gesicht, das ein ganz klein wenig von seiner kindlichen Fülle eingebüßt hatte, aber dafür viel hübscher und ausdrucksvoller geworden war.

Eine ganze Weile dauerte es, bis sich Mutter und Tochter satt geherzt und geküßt hatten.

Dann legte Rose-Marie ihre Jacke ab und sah sich staunend im Zimmer um.

»Musch, was ist dies für ein vornehmes Zimmer?«

»Das ist mein Wohnzimmer, Kind. Du wirst staunen, wenn Du erst die anderen Räume im Hause siehst. In Schönrode ist alles vornehm und gediegen.

Sieh', dies ist mein Schlafzimmer, und komm, gleich hieran schließen sich zwei reizende Zimmer für Dich. Tante Marianne hat das so angeordnet, damit wir dicht beisammen wohnen.«

Rose-Marie schrie vor Entzücken laut auf, als sie ihre Zimmer betrat.

Sie waren reizend eingerichtet, in ganz hellen Farben gehalten und im echtsten Biedermeierstil.

Die Möbel stammten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts waren aber sehr gut erhalten.

Es waren zwei reizende, richtige Mädchenstübchen, und die Fenster lagen nach dem Schloßpark hinaus.

»Musch, das soll nun mein neues Reich sein? Ach, mein Gott, da komme ich mir wie eine Prinzessin vor, und ich bin doch nur ein ganz armes Mädchen!«

»Gelt, Rose-Marie, schön ist es hier?«

»Wunderschön! Ach, Musch, und all das Schöne hat — Tante Anna hinter sich gelassen, um ihrem Mann in ein sorgenvolles Dasein zu folgen: sie muß ihn sehr lieb gehabt haben!«

»Ja, Kind, sehr lieb, denn sie hat nicht nur Glanz und Reichtum ausgegeben seinetwillen, sondern auch ihre Mutter verlassen, die sie innig liebte. Leicht ist ihr das nicht geworden. Aber still davon — hier in Schönrode darf Tante Annas Namen nicht genannt werden!«

Rose-Maries Augen blitzten auf.

»O, es hat wohl nur niemand den Mut, es zu tun!«

»Und Dir prickelt es schon in allen Gliedern, diesen Mut zu beweisen, nicht wahr?«

Rose-Marie seufzte.

»Ach, Musch, vor Großtante hab' ich doch eine große Angst, aber trotzdem, ich werde schon den Mut dazu finden!«

Frau Gerhard schüttelte besorgt den Kopf.

»Sei um Himmels willen nicht unbedacht mit Deinen Reden, Kind. Tante Marianne wäre furchtbar böse, wenn Du Tante Anna oder Hans erwähntest.

Du weißt doch, wie sie Dich damals zurechtwies. Und daß ich es Dir nur gleich sage, wenn wir wieder nach Eisenach fahren, um Hans zu treffen, dürfen wir ihr nicht sagen, wen wir dort wiedersehen wollen!«

Rose-Mairie umfaßte ihre Mutter und sah ihr ernst in die Augen.

«Musch, ich kann Dir gar nichts versprechen. Als ich vorhin meinen Fuß über die Schwelle dieses Hauses setzte, sagte ich mir: dies ist Hans Rambergs Erbe! Und mir war, als hörte ich Vati sagen: »Jetzt ist die Zeit gekommen, Rose-Marie, wo Du Deine Mission, Großmutter und Enkel zu versöhnen, erfüllen kannst.«

Und danach will ich handeln. Vatis Segen ist bei mir und wird mich schützen!«

»Ach, Kind, Du wirst Großtante erzürnen. Sei nicht unbedacht!«

»Das verspreche ich Dir, Musch. Ich bin nicht mehr das unbesonnene Kind. Nebst vielem anderen hab' ich gelernt, mich im

Zaum zu halten. Außerdem muß ich erst lernen, meine Furcht vor Großtante zu besiegen. Aber nun muß ich ihr wohl erst einmal »Guten Tag« sagen. Wo finde ich sie?«

»Sie ist jetzt nicht zu sprechen, Rose-Marie. Nur der Verwalter und der Diener Gustav dürfen ihr Arbeitszimmer betreten, und dann auch nur, wenn sie gerufen werden.

Ich treffe nur bei der Mittagstafel mit ihr zusammen. Die übrigen Mahlzeiten werden mir hier in meinem Zimmer serviert, und zwar wird dabei sorgsam mein Befinden berücksichtigt.

Überhaupt, ich werde wie eine Prinzessin gepflegt. Tante hat für alles gesorgt. Nur sprechen mag sie nicht viel mit mir, es ist, als hätte sie das Reden verlernt. Auch mittags bei Tisch wechseln wir selten ein Wort. Wenn ich einen Wunsch habe, muß ich ihn Gustav sagen, dann wird er sofort erfüllt.«

»Aber schrecklich einsam ist es dann für Dich hier gewesen, meine arme Musch!«

»Ich habe mich daran gewöhnt und die Ruhe hat meinen Nerven sehr wohlgetan. Außerdem hatte ich, gute Bücher und die Briefe von Dir und Haus.

Und nun bist Du bei mir. Sollst sehen, wie behaglich wir leben werden. Warte nur erst den Sommer ab, dann ist es herrlich hier. Großtante wird Dich kaum viel in Anspruch nehmen!«

»Aber ich will Arbeit haben, Musch, will mein Brot nicht umsonst essen!«

»Darüber mache Dir keine Kopfschmerzen. Großtante hat ohnedies für niemand zu sorgen!«

»Aber ich mag mir nichts schenken lassen von ihr!«

»Du bist wie Dein Vater, Kind, ein bißchen schwerfällig in solchen Dingen und unbändig stolz. Er wollte auch niemand etwas verdanken als sich selbst!«

Rose-Marie breitete mit leuchtenden Augen die Arme aus.

»Mein herrlicher Vater! Er soll mir immer ein Vorbild sein!«

Frau Gerhard seufzte.

»Du wirst Dir das Leben damit nur schwer machen!«

Rose-Mark streichelte zärtlich ihr Haar.

»Meine Musch, es gibt zweierlei Menschen, sagte unser famoser Dr. Krüger. Kampfesnaturen die sich selbst den Weg bahnen, und passive Naturen, die sich schieben lassen von den Ereignissen.

Manchmal kommen die letzteren viel eher zum Ziel, aber sie haben nicht soviel Freude daran, als die Kämpfer, die sich mit eigener Kraft durchgerungen haben. Na, Musch, und nun sieh' Dir mal diese Arme an, da ist viel überschüssige Kraft drinnen. Und die soll mir nicht verkümmern. Ich habe schon ein Ziel im Auge!«

»Dieses Ziel ist, Hans hier in Schönrode die Heimat zu gewinnen, nicht wahr?«

»Ja, Musch, das soll das erste Ziel sein!«

Die Mutter seufzte ängstlich.

»Wenn das nur gut geht. Deines Vaters Kampfesnatur hat ihn auch nur in den Tod getrieben!«

»Musch, er hat neun Menschen das Leben gerettet!«

»Und sein eigenes, viel wertvolleres dabei verloren!«

»Das war Gottes Schickung, Musch. Sei nur nicht verzagt, es geht ja bei mir nicht um Tod und Leben!«

»Aber um eine sorgenlose Existenz. Kind, ich wäre unglücklich, müßten wir hier wieder fort!«

»Sorg' Dich nicht, Musch, ich will ja sehr vorsichtig sein!«

* *
*

Mutter und Tochter hatten sich noch soviel zu erzählen, daß die Zeit bis zur Mittagstafel schnell verging.

Ein dumpfer Ton drang durch das Haus.

»Was ist das, Musch?« fragte Rose-Marie.

»Das Zeichen, zu Tisch zu gehen. Komm schnell. Großtante ist sehr pünktlich und wartet nicht gern!«

Arm in Arm schritten sie den Gang entlang und die Treppe hinunter. Unten in der Halle stand vor einer hohen Flügeltür Gustav und ließ die Damen eintreten.

In demselben Augenblick öffnete sich drinnen im Speisezimmer die entgegengesetzte Tür, die in die Zimmer der Hausherrin führte, und Marianne Heydebrecht trat ein.

Sie trug ein ebensolches schlichtes, graues Kleid, wie damals, als sie die Todesnachricht ihrer Tochter erhielt.

Auch sonst schien sie unverändert, nur ihr Haar schien noch etwas grauer geworden zu sein.

Rose-Marie ging ihr mit klopfendem Herzen entgegen, ergriff ihre Hand und berührte sie mit ihren jungen, warmen Lippen.

Leise zuckte diese Hand zusammen unter der ungewohnten Berührung und zog sich schnell zurück, als habe sie sich verbrannt.

»Ich hörte von Deiner Ankunft, Rose-Marie. Sei willkommen in Schönrode und lasse es Dir gefallen!« sagte sie kühl.

»Ich danke Dir für das Willkommen, liebe Großtante!«

Marianne Heydebrecht neigte fast unmerklich den Kopf.

»Wir wollen Platz nehmen, die Suppe wird gleich aufgetragen. Du sitzt da drüben neben Deiner Mutter. Guten Tag, Henriette!«

»Guten Tag, Tante Marianne. Geht es Dir gut?«

»Danke, ich bin gesund!«

Sie nahmen Platz.

»Wenn Du wüßtest wie froh ich bin, daß ich meine Rose-Marie wieder habe!« sagte Henriette erregt.

Marianne Heydebrecht antwortete nicht, aber Rose-Marie sah, daß in ihren Augen jäh jenes heiße, unbeherrschte Weh aufzuckte, das Sie schon damals bemerkt hatte. Sie sah auch, daß ihre Hände ins Leere griffen, als schiebe sie etwas Quälendes von sich.

Ihre Serviette entfiel ihr.

Rose-Marie hob sie schnell auf, und während sie ihr dieselbe überreichte sahen ihre warmen klaren Augen mitleidig in das bereits wieder versteinerte Gesicht.

Marianne Heydebrecht wich diesem Blick hastig aus.

In demselben Augenblick brachte Gustav die Suppe.

Schweigend wurde sie verzehrt.

Rose-Marie fand dies Schweigen drückend.

»Schönrode ist ein wundervoller Besitz, Großtante, so schön hatte ich es mir nicht vorgestellt!« begann sie mutig ein Gespräch.

Henriette legte mahnend ihre Hand auf den Arm ihrer Tochter.

»Ich liebe es nicht, wenn bei Tisch gesprochen wird!« sagte die Hausherrin.

Das junge Mädchen wurde rot.

»Verzeih'!« sagte es leise.

Marianne nickte nur.

So wurde das Mahl schweigend zu Ende geführt.

Rose-Marie war zumute, als rückten die Wände des prächtigen Zimmers immer dichter zusammen.

Gleich nach dem Dessert erhob sich die Großtante reichte mit einem: »Gesegnete Mahlzeit!« Mutter und Tochter die Hand und wollte das Zimmer verlassen. Da faßte sich Rose-Marie ein Herz und trat ihr in den Weg.

»Wann darf ich Dir meine Dienste zur Verfügung stellen, Großtante?«

Marianne Heydebrecht sah mit einem seltsamen Blick über das goldene Gelock hinweg, auf dem ein Sonnenstrahl spielte und es aufglänzen ließ wie flüssiges Gold.

Wie aus einem Traum erwachend, fragte sie dann:

»Deine Dienste? Wie meinst Du das?«

»Du wolltest mich doch als Vorleserin und Sekretärin beschäftigen; ich habe mich, soviel ich konnte, daraufhin geübt und hoffe, das Amt zufriedenstellend ausüben zu können!«

»Ach so, ja — nun, das eilt ja nicht!«

»Doch, Großtante, ich möchte schnell einen Pflichtenkreis haben, will mich nützlich machen, damit ich meine Dankesschuld etwas abtragen kann!«

Es blitzte einen Moment in den Augen der alten Dame auf.

»So, so, also stolz? Willst wohl nichts von mir geschenkt nehmen?«

»Ich mußte schon soviel annehmen. Das bedrückt mich. Laß mich meine Schuld in etwas abtragen!«

Marianne winkte hastig ab.

»Schuld? Du bist mir nichts schuldig. Ich muß Euch danken, daß Ihr mein einsames Leben teilt!«

»So laß es uns auch wirklich teilen. Ich bitte Dich herzlich, gib mir Arbeit, Pflichten. Mein Vati hat mich immer gelehrt, daß ein Mensch ohne Arbeit und Pflichten bedauernswert oder verächtlich ist.

Was soll ich auch sonst mit meiner Zeit anfangen? Ich könnte mich auch noch anders als mit Lesen und Schreiben nützlich machen, ich habe viele Dinge in der Landwirtschaft gelernt!«

Rose-Marie hatte das sehr dringlich gesagt.

Marianne Heydebrecht war einen Schritt näher getreten und ihre Augen schienen das junge Mädchen durchbohren zu wollen.

»Du bist von anderer Art als Deine Mutter, ich dachte — aber das ist ja gleich. Also gut, Du sollst Arbeit haben, laß mich aber erst überlegen, morgen Mittag erhältst Du meinen Bescheid!«

Ehe Rose-Marie noch etwas erwidern konnte, war, sie hinaus.

Das junge Mädchen atmete tief auf, dann nahm sie ihre Mutter in die Arme.

»Musch — was ist sie für eine seltsame Frau! Ist sie immer so schweigsam?«

Die Mutter lächelte.

»Kind, ich habe sie noch nie soviel reden hören als heute, seit ich in Schönrode bin!«

»Arme, kleine Musch, das war schlimm für Dich!«

Sie gingen wieder in ihre Zimmer hinauf.

Musch legte sich zum Schlafen nieder, und Rose-Marie durchstreifte mit wonnigem Gefühl den prachtvollen alten Park.

Dann ging sie nach dem Hause zurück und lugte ein Weilchen durch den Zaun in den großen Wirtschaftshof hinüber.

Das Herz lachte ihr im Leibe, so sauber und ordentlich sah das alles aus. Da würde Vati seine Freude daran gehabt haben.

Sie konnte nicht widerstehen. Durch eine Tür im Zaun trat sie ein

und unternahm einen Streifzug durch die Ställe.

Ach, wie sie das alles heimatlich anmutete, nur viel größer und schöner war hier alles.

Die Leute, denen sie begegnete, grüßten sie artig, aber stumm. In Schönrode schien niemand gern zu sprechen.

Rose-Marie sprach jedoch den einen oder anderen freundlich an, ließ sich einige unbekannte neuzeitliche Einrichtungen erklären, und da gaben ihr die Leute willig Bescheid.

Im Kuhstall waren zwei Knechte um eine kranke Kuh beschäftigt. Sie trat heran und erkannte sofort mit geübtem Auge die Ursache der Erkrankung.

Schnell entschlossen schlug sie ein Mittel vor, das ihr Vater stets mit Erfolg gegen diese Krankheit angewandt hatte.

Die Leute sahen verduzt in das junge Gesicht, das zu dieser sachlichen Erklärung gar nicht zu passen schien.

»Tut, was Euch das Fräulein gesagt hat, vielleicht hilft es!« sagte in diesem Augenblick hinter ihnen die Stimme der Gutsherrin.

Rose-Marie wandte sich um.

»Es hilft ganz sicher, Großtante, Vati hat es oft erprobt!«

Marianne Heydebrecht nickte nur und ging stumm weiter.

Das junge Mädchen half nun selbst mit bei der Ausführung ihres Rezeptes und ging dann zu Musch zurück, die inzwischen ausgeschlafen hatte.

Gustav servierte nun den Tee.

Leckere Waffeln und kleine Butterkuchen, geröstete Brotschnitten mit Honig und köstlich frischer Butter standen zierlich geordnet mit dem Teegerät auf einem Tablett.

Rose-Marie nahm es Gustav ab und ordnete mit flinken Händen alles auf dem Tisch.

Dann rückte sie Musch einen Lehnstuhl zurecht und setzte sich ihr gegenüber.

»Musch, ich komme mir vor wie im Schlaraffenland. Wenn Wonnebummel hier an meiner Stelle säße! Hm, wie fein das Teegeschirr ist! Und wie die Kuchen duften! Ist dies alles als

besonderes Festmahl zur Feier meiner Ankunft serviert?«

Frau Henriette lächelte und freute sich, daß Rose-Marie alles so flink ordnete und dann herzlich schmauste von den guten Sachen.

»Das gibt es alle Tage. Ja, ja, Kind, man wird hier sehr verwöhnt!«

»Nun, wenn ich nur erst Arbeit habe, dann soll es mir hier gut gefallen!«

»Eilt es Dir damit so sehr? Ruhe Dich doch erst aus!«

»Ach, Musch, so eine richtige frischfröhliche Arbeit, ein Ritt über die Felder und tüchtiges Wirtschaften in Hof und Haus, das wäre herrlich!«

Nach dem Tee ging Rose-Marie nochmals zu der kranken Kuh. Als sie den Stall betrat, verließ denselben durch die andere Tür eine graugekleidete Frauengestalt.

Der Knecht sagte lächelnd:

»Es hat wirklich geholfen, Fräulein; unsere gnädige Frau war eben hier und ist sehr zufrieden!«

»Wiederholen Sie das Mittel heute Abend noch einmal, dann ist die Kuh morgen gesund!«

»Ja, ja, das wollen wir tun. Voriges Frühjahr sind uns drei Prachtkühe dabei eingegangen, da wir das, Mittel nicht kannten!«

Rose-Marie war froh, daß sie sich hatte nützlich machen können.

* * *

*

In der Nacht träumte Rose-Marie ganz seltsam.

Sie stand mit Hans Ramberg auf einer schönen blumigen Wiese am Ufer eines breiten Flusses.

Drüben auf der anderen Seite stand Marianne Heydebrecht und rang verzweifelt die Hände.

Aus ihren Augen, die mit dem sonderbar wehen Blick auf sie gerichtet waren, fielen blutrote Tränen, die zu Blumen wurden, wenn sie niederfielen.

Rose-Marie quälte es, daß sie die Großtante nicht herüberholen konnte.

Hans machte ein trotziges, finsternes Gesicht. Aber da kam der Vater auf einem breiten Floß den Fluß herunter und winkte ihr lächelnd zu. Er legte drüben an und führte die alte Frau auf das Floß.

Dann brachte er sie herüber und führte sie zu Hans.

Der stand noch immer finster da. Aber als Rose-Marie mit bittendem Blick seine und der Großmutter Hand zusammenlegte, nahm er plötzlich die alte Frau und Rose-Marie zusammen in seine Arme und küßte beide.

Ringsum blühten die roten Blumen, aber als sich Rose-Marie umsah, war der Vater verschwunden.

Weit in der Ferne verschwand eben das Floß, das ihn trug. Sie schrie auf: »Vati!«

Und da erwachte sie und richtete sich hoch auf. Erstaunt blickte sie um sich. Wo war sie denn?

Und dann begriff sie lächelnd.

»Vati, lieber Vati, Du bist bei mir und meinem Tun mit Deinem Segen, ich fühle es!«

So dachte sie und schlief lächelnd wieder ein.





13. Kapitel.

Im neuen Wirkungskreis.

Wieder traten Mutter und Tochter auf der einen, Marianne Heydebrecht auf der anderen Seite zugleich in das Speisezimmer am nächsten Tage.

Wieder wurde das Mahl nach kurzer Begrüßung stumm eingenommen.

Rose-Marie dachte an die blutroten Tränen, von denen sie geträumt, und sah wieder und wieder in das versteinerte Antlitz hinüber.

Ein heißes, unerklärliches Mitleid erfüllte plötzlich ihr Herz.

Sie konnte mit einem Male der alten Dame nicht mehr grollen, mußte gewaltsam an sich halten, daß sie ihr nicht liebkosend die Hände streichelte.

Ganz versunken in ihre mitleidigen Gedanken, schrak sie auf, als die Großtante plötzlich sagte:

»Wenn es Dir noch ernst ist mit Deinem Arbeitseifer, dann könntest Du nach Tisch zu mir hinüberkommen und mir einige geschäftliche Briefe schreiben. Wir wollen sehen, ob es geht. Mußt Dich aber nicht durch meine stille Art beirren lassen und nicht viel sprechen!«

Diese Worte rangen sich wie widerwillig von ihren Lippen.

Rose-Marie sah erfreut auf.

»Ich will mir viel Mühe geben, Dich zufriedenzustellen!«

Großtante nickte stumm. Nach dem Dessert verabschiedete sie sich von Henriette und winkte Rose-Marie, ihr zu folgen.

Mit staunenden Augen schritt das junge Mädchen hinter ihr her

durch eine Reihe prächtiger Zimmer.

Dann betraten sie einen sehr hellen Raum, der im Verhältnis zu den anderen sehr einfach und nüchtern möbliert war.

Ein großer Schreibtisch stand quer vor dem einen Fenster, an dem anderen befand sich ein mit Leder bezogener Lehnstuhl.

Ein großes Regal mit Büchern füllte die eine Wand, an der gegenüberliegenden stand ein riesiger Geldschrank.

Marianne Heydebrecht deutete auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und legte ein langes, schmales Buch vor das junge Mädchen hin.

»Schreib' da erst einmal das Rezept hinein, das Du gestern an der kranken Kuh erprobt hast. Sie ist gesund, trotzdem ich sie schon ausgegeben hatte: hast also schon einen Teil Deiner »Schuld« an mich abgetragen!«

Rose-Marie sah sie strahlend an.

Dieser Blick schien die Augen der alten Frau wie ein Sonnenstrahl zu blenden. Sie schloß die Augen Und wandte sich ab.

Rose-Marie machte sich eifrig an die Arbeit. Das Buch enthielt allerlei Rezepte.

Marianne Heydebrecht setzte sich in den Lehnstuhl am Fenster und sah unverwandt auf den gebeugten, goldflimmernden Mädchenkopf hinüber. Dabei nahm ihr Gesicht einen Ausdruck furchtbarer Seelenqual an.

Solch goldblondes Haar hatte ihre Tochter gehabt, und sie war so stolz gewesen auf dieses schöne Haar, so stolz, daß sie die Freiherrnkrone darauf hatte setzen wollen; damals — vor langen, langen Jahren.

Ein stöhnender Seufzer rang sich über die herb geschlossenen Lippen.

Rose-Marie sah schnell auf und blickte in ein Paar wehe, ach so jammervoll wehe Augen hinein, und in ein blasses, von Qual entstelltes Gesicht.

»Großtante, liebe Großtante, bist Du nicht wohl?« fragte sie voll warmer Teilnahme.

»Schreib' weiter und kümmere Dich nicht um mich, das muß ich

zur Bedingung machen!« antwortete die alte Dame schroff und blickte starr zum Fenster hinaus.

Rose-Marie schrieb erschrocken weiter. Als sie fertig war, meldete sie es kurz.

»Es ist gut, mit den Briefen, das hat Zeit bis morgen. Gehe jetzt zu Deiner Mutter. Kannst heute Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr wiederkommen und mir vorlesen!«

Rose-Marie versicherte ihre Bereitwilligkeit und ging. —

Als sie am Nachmittag zum Vorlesen kam, zeigte Großtante stumm auf ein aufgeschlagenes Buch.

Rose-Marie begann.

Ihre weiche junge Stimme schmeichelte sich durch das Ohr in das verbitterte Herz der alten Dame.

Mit geschlossenen Augen lauschte sie, atemlos, daß nicht eine Silbe ihr entging.

Und es war ihr, als ob Jahre voll Leid und Jammer versanken, als ob eine helle, lichte Vergangenheit emporstieg.

Wenn sie die Augen geschlossen hielt, oder nur ein wenig nach dem blonden Kopf hinüberblinzelte, dann konnte sie denken, daß da drüben ihre Tochter säße und das alles nur ein böser Traum gewesen wäre, was sie erlebt hatte.

Wie rüttelte die liebe, junge Stimme an dem starren Panzer, der dies zuckende verbitterte Herz umschlossen hielt. — —

Von nun an kam Rose-Marie täglich einige Stunden des Tages in Marianne Heydebrechts Arbeitszimmer. Sie las oder schrieb, wie ihr befohlen wurde, mußte auch zuweilen in den Wirtschaftsbüchern rechnen, oder sonst einen kleinen Auftrag ausführen.

Immer hatte die alte Dame nur wenig kurze Worte für sie. Aber allmählich mehrten sich die Aufträge.

Die Großtante erkannte Rose-Maries praktischen Sinn, erprobte staunend ihre landwirtschaftlichen Kenntnisse und ließ sich sogar dazu herbei, dies und das mit ihr zu beraten.

Sie nahm Rose-Marie zuweilen in ihrem Wagen mit, auf das Feld hinaus.

Schließlich blieb der Kutscher zu Hause, da das junge Mädchen bat, selbst kutschieren zu dürfen.

Alles aber geschah ohne viele Worte. Rose-Marie war glücklich, daß sie ihre Kräfte regen konnte, und merkte froh, daß sie sich wirklich nützlich machen konnte.

So vergingen einige Wochen. Da kam wieder ein Brief von Hans, in dem er Rose-Marie um ein Wiedersehen bestürmte und sie bat, am nächsten Sonnabend um zwei Uhr auf dem Bahnhof in Eisenach zu sein mit ihrer Mutter. Er schrieb:

»Wenn Ihr nicht kommt, muß ich denken, Ihr wollt gar nichts mehr von mir wissen. Länger halte ich es vor Sehnsucht nicht aus, liebe Rose-Marie. Daß ich Ostern in Burgau war bei unseren lieben Gräbern, schrieb ich Dir schon. Auf dem Deines Vaters fand ich ein Schneeglöckchen. Ich habe es gepreßt und lege es Dir als Gruß bei.

Und nun schreib mir schnell, daß ich Euch Sonnabend endlich wiedersehen darf.

Böllemann läßt Euch, wie immer, herzlich grüßen, er käme am liebsten mit, denn er bewahrt Euch große Anhänglichkeit, und ich bin froh, daß ich wenigstens ihn habe, um von Euch sprechen zu können.

»Leb' wohl, grüß' Musch herzlich — und auf frohes Wiedersehen.

Dein treuer H a n s.«

Rose-Marie gab Musch den Brief zu lesen, sie sah rot und erregt aus.

»Nun siehst Du doch ein, Musch, daß wir Hans seine Bitte nicht länger abschlagen können. Wir müssen aus jeden Fall Sonnabend nach Eisenach fahren; ich will heute Nachmittag mit Großtante sprechen, daß sie uns den Wagen zur Verfügung stellt!«

Henriette seufzte.

»Meinetwegen denn, Kind. Du hast recht, wir können ihm seine Bitte nicht abschlagen!« —

Punkt vier Uhr trat Rose-Marie bei der Großtante ein. Wie sonst, nahm sie das bereitliegende Buch, um zu lesen, aber sie begann nicht gleich.

»Liebe Großtante, dürfte ich, ehe ich beginne, einen Wunsch aussprechen?«

Die alte Dame nickte.

Rose-Marie fuhr fort:

»Ich möchte Dich bitten, Musch und mich Sonnabend zu beurlauben und uns einen Wagen zur Verfügung zu stellen Wir — wir wollen in Eisenach mit einem Besuch zusammentreffen!«

Marianne Heydebrecht sah starr geradeaus. Kein Zug änderte sich in ihrem Gesicht.

»Warum empfängt Ihr Eure Besuche nicht hier in Schönrode?«

Rose-Marie rückte sich tapfer zusammen.

»Es ist Hans Ramberg, Großtante!«

»Nun, und?« fragte die alte Dame kalt.

Aber Rose-Marie sah, wie ihre Finger sich zusammenkrampften.

»Großtante, liebe Großtante, würdest Du erlauben, daß er nach Schönrode kommt?«

»Ihr seid doch nicht im Gefängnis; wenn Ihr Besuche empfangen wollt, steht Euch das frei!«

»Aber Hans Ramberg Großtante?«

Da blickte die alte Frau mit einem erloschenen Blick in Rose-Maries Gesicht.

Der herbe Zug um den Mund vertiefte sich, aber ihre Stimme klang kühl und beherrscht.

»Dieser Hans Ramberg ist mir fremd, ich kenne ihn nicht, und ich brauche ihm ja nicht zu begegnen!«

In Rose-Marie wallte der alte Groll wieder auf.

»O, Hans Ramberg würde Schönrode nie betreten, es sei denn, Du bätest ihn selbst darum!«

Da richtete sich die alte Dame kerzengerade empor. Ein schriller Ton, der ein Lachen sein sollte und doch nichts mit einem Lachen gemein hatte, drang über ihre Lippen.

Aber dieses Lachen schnitt Rose-Marie ins Herz.

»Er scheint sehr anmaßend zu sein, dieser Hans Ramberg.

Vielleicht hofft er, nach meinem Tode Schönrode als Herr zu betreten. Aber er soll sich diese Hoffnung vergehen lassen!«

Rose-Marie richtete sich kampfbereit auf. Im Bestreben, Hans zu verteidigen, vergaß sie alle Vorsicht.

»Du irrst Dich sehr. Hans möchte am liebsten vergessen, daß Schönrode auf der Welt ist. Und anmaßend ist er gar nicht, im Gegenteil, sehr lieb und gut und bescheiden, und dabei so tüchtig und fleißig. Graf Ronach ist mit ihm sehr zufrieden.

Nur in einem Punkte ist er stolz — furchtbar stolz — er will nichts wissen von Schönrode und seiner Herrin, weil er nicht vergessen kann, daß seine arme Mutter, die er innig liebte, verstoßen wurde. Und doch hatte sie nichts getan, als daß sie ihren Mann mehr liebte als Glanz und Reichtum!«

Marianne Heydebrecht war totenbleich geworden und streckte die Hände abwehrend aus.

»Und viel, viel mehr, als ihre Mutter!« sagte sie tonlos, wie geistesabwesend, und dann verließ sie plötzlich das Zimmer.

Rose-Marie sah ihr erschrocken nach. Was hatte sie getan? War das die Vorsicht, um die sie Musch gebeten hatte?

Nun hatte sie die Großtante ernstlich erzürnt und vielleicht alles verdorben. Warum hatte sie nicht schweigen können? Aber nein, sie durfte Hans nicht verunglimpfen lassen, es wäre schlecht von ihr gewesen.

Freilich, das von seiner Mutter hätte sie nicht zu sagen brauchen. O Du unbesonnene Rose-Marie, warum warst Du so unbedacht?

Sie saß wie vernichtet auf ihrem Stuhl und sah die geschlossene Tür an. Was sollte sie nun tun?

Nach einer Weile trat der alte Gustav ein.

»Gnädiges Fräulein, Sie sollen heute nicht mehr vorlesen, unsere gnädige Frau ist unwohl!«

Rose-Marie erhob sich bedrückt.

»Kann ich nicht zu ihr gehen, Gustav? Ich möchte so gern versuchen, ob ich ihr helfen kann!«

»Nein, nein, Fräulein Rose-Marie, lassen Sie das lieber. Wenn die

gnädige Frau so ist, dann kann sie keine Menschen vertragen!«

»Wie ist sie denn? Was ist mit ihr, Gustav?«

Er zuckte bekümmert die Achseln und sah sich vorsichtig um. Dann sagte er leise:

»Sie sitzt in ihrem Schlafzimmer und hat das Bild umgedreht und stöhnt und seufzt. Dann ist es immer sehr schlimm!«

»Welches Bild?«

»Das von — nun — von unserem gnädigen Fräulein Anna!«

»Von ihrer Tochter?«

»Ja, ja, seit ungefähr drei Jahren hängt es wieder in ihrem Schlafzimmer. Es hatte seit mehr als zwanzig Jahren auf dem Speicher gelegen. Nun ist es wieder aus seinem alten Platz, aber es hängt immer mit dem Gesicht nach der Wand.

Seit Sie, Fräulein, aber in Schönrode sind, dreht sie es manchmal um, wie eben heute. Und dann sitzt sie stundenlang und schaut es an; ich hab' in heller Sorge um sie manchmal durch das Schlüsselloch gesehen, so zuwider mir das auch ist. Aber sie ist dann immer so seltsam, daß ich Angst habe um sie.

Verraten Sie mich um Gottes willen nicht. Ich weiß, nicht, wie es kommt, aber seit Sie in Schönrode sind, da ist so eine Unruhe in unserer gnädigen Frau. Sie spricht auch wieder ein Wort mehr als all die Jahre. Ich glaube, es muß wohl mit ihrem goldenen Haar zusammenhängen, Fräulein Rose-Marie; solches Haar hatte unser Fräulein Anna auch und die gnädige Frau war so stolz darauf. Sie streichelt auch zuweilen auf dem Bilde über die goldigen Locken und seufzt herzbrechend dabei. Es ist ein Jammer, Fräulein Rose-Marie, wenn es doch einmal wieder besser werden wollte. Sie können mir wohl nicht sagen, wo unser Fräulein Anna jetzt ist, ich weiß ihren jetzigen Namen nicht einmal mehr; sie hatte ja einen Lehrer geheiratet!«

Rose-Marie seufzte bedrückt auf. Was ihr Gustav erzählte, zeigte ihr, daß die Großtante ein herbes Leid unter ihrer kühlen Art verbarg.

»Sie hieß Ramberg, Gustav, und seit drei Jahren ist sie tot!«

Der alte Diener preßte die Hände zusammen.

»Tot — unser schönes, liebes, junges Fräulein? Ach- Du lieber Gott, und seit drei Jahren schon? Also deshalb kam das Bild wieder auf seinen alten Platz? Und nun ist alles aus, und Schönrode wird eines Tages an fremde Menschen fallen!«

»Anna Ramberg hat einen Sohn hinterlassen, er ist jetzt vierundzwanzig Jahre alt!« sagte Rose-Marie leise.

»Ach, Du lieber Gott im Himmel, so laß mich nur noch erleben, daß ich ihn hier in Schönrode sehe!«

Rose-Marie drückte ihm die Hand. ihre Wünsche begegneten sich. Stumm gingen sie nun auseinander.

Rose-Marie suchte Musch auf und beichtete ihre Unbesonnenheit. Diese war außer sich.

Bekommen sah Rose-Marie dem nächsten Tage entgegen.

Bei Tische war es dann aber wieder wie jeden anderen Tag. Die Großtante gab sich den Anschein, als sei nichts vorgefallen. Dann forderte sie Rose-Marie auf, ihr zu folgen, wie sonst.

Mit keinem Wort erwähnte sie die Szene von gestern, während das junge Mädchen verschiedene Schreibereien erledigen mußte.

Erst als sie Rose-Mode entließ, sagte sie wie beiläufig:

»Der Wagen wird Sonnabend um elf Uhr für Euch bereit sein!«

Rose-Marie faßte schnell ihre Hand.

»Ich danke Dir, Großtante, und bitte, bitte, verzeihe mir, ich — ich —«

Die alte Dame winkte hastig ab.

»Laß nur, Du bist noch so jung und rasch in Deinem Wesen, und kennst das Leben nicht. Nein, nein, nicht mehr davon sprechen, ich verzeihe Dir, aber nicht mehr davon sprechen!«

Rose-Marie war entlassen.

Sie ging mit nachdenklichem Gesicht durch die lange Zimmerflucht zurück.

In der großen Halle blieb sie eine Weile an der offenen Tür stehen, durch welche die würzige Frühsommerluft hereindrang, und flüsterte vor sich hin:

»Wie schön war es in Schönrode. Sollte dieser herrliche

Erdenfleck nie wieder eine Stätte des Glückes sein? Würde Hans eines Tages als Erbe hier seinen Einzug halten?

Ach, wenn es doch bald, recht bald der Fall wäre, damit die alte, verbitterte Frau noch einmal froh würde!

Mußte sie nicht glücklicher werden, wenn sie den Enkel liebevoll zu sich rief? Arme Großtante, wie traurig muß es in Deinem Herzen aussehen!

Ich will Hans sagen, wie sehr sie leidet, wie sie stundenlang vor dem Bilde ihrer Tochter sitzt in einsamem, bitteren Schmerz.

Er darf ihr nicht mehr grollen. Sie hat wohl mehr gelitten als ihre Tochter, denn sie war allein.«





14. Kapitel.

Endlich bezwungen.

Auf dem Perron des Eisenacher Bahnhofes waren Rose-Marie mit ihrer Mutter und Hans Ramberg zusammengekommen.

Rose-Marie flog auf ihn zu, und er umfing sie aufjauchzend mit beiden Armen, aber als sie sich küssen wollten, wie in alter Zeit, da sahen sie sich eine Weile atemlos, wie gebannt, in die Augen.

Dunkle Glut überflog Rose-Maries Gesicht, und die beiden Augenpaare hingen weltvergessen ineinander.

»Rose-Marie, Rose-Marie, wie groß bist Du geworden, und wie schön!« stammelte der junge Mann fassungslos, und ein heißes, stürmisches Glücksgefühl wallte in ihm auf.

Sie löste sich verwirrt aus seinen Armen und sah in sein gebräuntes, männliches Gesicht.

»Ach, Hans-, und Du - Du hast Dich auch sehr verändert, Hans, Du bist ja ein Mann geworden. Musch, nun sieh' doch nur, da ist Hans!«

Sie hatte sich abgewandt zur Mutter, die nun Hans herzlich begrüßte.

»Lieber Junge, was hast Du für breite Schultern bekommen, so stattlich siehst Du aus — ja, ja, aus Kindern werden Leute. Rose-Marie ist mir auch über den Kopf gewachsen!« sagte sie lächelnd.

Sein Blick flog aufstrahlend zu Rose-Marie hinüber, »die inzwischen ihrer Verwirrung Herr geworden war.

Wie ein holdes Wunder staunte er sie an. Hatte er auch schon das kleine wilde Mädchen lieb gehabt, hatte er auch schon in dem Backfisch seine künftige Frau gesehen, diese holde, erblühte Mädchenknospe füllte seine Seele mit stürmischem Entzücken.

»Musch war doch immer kleiner als ich, nicht wahr, Hans?« fragte Rose-Marie lächelnd.

Er atmete tief auf.

»Ja, Du sagtest wenigstens schon früher immer »kleine Musch!« Aber nun kommt, ich weiß hier in der Nähe ein kleines Café, wo wir sicher ungestört plaudern können. Wir haben uns soviel zu sagen!«

Sie gingen nebeneinander die Straße hinunter, bis sie ihr Ziel erreicht hatten.

Unterwegs tauschten sie nur wenige Worte, aber als sie dann behaglich zusammensaßen, ging es ans Erzählen.

Musch war ein bißchen abgespannt und beschränkte sich bald nur auf das Zuhören.

Aber Hans und Rose-Maine fanden kein Ende. Und zuletzt erzählte Rose-Marie von Marianne Heydebrecht.

Hans wollte es erst nicht hören.

»Vergälte mir diese Stunde nicht mit Erinnerungen an diese Frau!« bat er.

Aber sie faßte seine Hand und sah ihn dringlich an.

»Doch, Hans, Du mußt mich anhören. Wenn Du wüßtest, wie sie leidet, wie sie einsam und verbittert ein freudloses Leben führt, seit Deine Mutter von ihr ging. Du darfst nicht härter sein, als Deine Mutter war!«

Da ließ er sie erzählen und sah dabei immer in ihre schönen, blauen Augen hinein.

Und was sie ihm mit ihrer warmen, klaren Stimme erzählte, blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Als sie zuletzt bat:

»Hans, Du darfst ihr nicht mehr grollen. Sei nicht schroff. Wenn Du ihr jetzt die Hand bötest, ich glaube, sie würde sie nicht zurückweisen.«

Er schüttelte den Kopf.

»Was Du mir erzählst, paßt so wenig zu dem Bilde, das ich mir von ihr gemacht habe. Aber ich glaube Dir, Rose-Marie, und will mich bemühen, meinen Groll zu besiegen. Aber ich kann ihr nicht die Hand bieten, mein Gelübde bindet mich. Auch läßt es mein Stolz

nicht zu. Sie könnte ja glauben, daß es mir nur um das reiche Erbe zu tun ist. So gern ich Dir jeden Wunsch erfüllte, Rose-Marie, diesem kann ich nicht nachgeben!«

Sie seufzte auf.

»Ach, mein Gott, dann werdet Ihr ja nie zusammenkommen, ihr zwei harten Köpfe!«

»Sei nicht betrübt, Rose-Marie, das kann ich nicht sehen!«

Sie lächelte zu ihm auf.

»Nein, ich will die Hoffnung nicht aufgeben. Und wenn Dich Dein Wort bindet, dann muß ich eben Deine Großmutter so lange bestürmen, bis sie zuerst nachgibt. An ihr steinernes hartes Herz glaube ich nicht mehr. Aber eins versprich mir, Hans; wenn sie Dich selbst ruft, dann kommst Du gewiß, und so schnell als Du kannst!«

»Ja, Rose-Marie, Dir zuliebe verspreche ich das!d!«

Frau Gerhard fiel ihnen nun ins Gespräch.

»Rose-Marie hat es sich fest in den Kopf gesetzt, Dich mit Deiner Großmutter zu versöhnen, Hans. Allerlei Unbesonnenheiten hat sie schon losgelassen, ich muß immer wieder Einhalt tun!«

»Ja, Musch fällt aus einer Angst in die andere, aber Großtante ist gar nicht so schlimm Sie trägt mir nichts nach!«

Die Stunden vergingen schnell.

Hans hätte gern Rose-Marie gesagt, wie lieb er sie hatte und wie er sich danach sehne, sie zu seiner Frau zu machen.

Das Versprechen, das er Onkel Fritz gegeben hatte, zu warten, war nun erfüllt.

Rose-Marie war kein Kind mehr. Und er war in guter Stellung und imstande, seiner jungen Frau ein zwar bescheidenes, aber sorgenfreies Los zu bieten. Aber in Tante Henriettes Gegenwart konnte er unmöglich sein heiligstes Empfinden preisgeben.

Ein Alleinsein mit Rose-Marie ließ sich nicht herbeiführen. So mußte er in seiner Brust verschließen, was ihn bewegte. Aber die Damen versprochen ihm, jeden Monat einen Tag mit ihm in Eisenach zusammentreffen zu wollen.

Außerdem wollten sie fleißig ihre Korrespondenz fortsetzen, und

Hans tröstete sich damit, daß er bald Gelegenheit finden würde, Rose-Marie Herz und Hand zu bieten.

Daß sie ihn liebte, wie er sie, glaubte er aus ihrem ganzen Wesen zu erkennen.

Sie hatte die schwesterliche Unbefangenheit verloren und errötete oft jäh unter seinen Blicken.

So brachte er die Damen, als die Zeit um war, an ihren Wagen.

Sie schieden voneinander, ohne sich, wie sonst, zu küssen. Aber in ihren Augen flammte es auf wie ein heiliges Feuer, als sie sich mit einem letzten Blick ansahen.

Still und verträumt saß Rose-Marie auf der Heimfahrt neben der Mutter im Wagen.

Musch schlief.

Das junge Mädchen aber sah mit großen, leuchtenden Augen in die grünende Waldespracht. In ihrem Herzen sang und jubelte die Lebensfreude.

* *
*

Mit keinem Wort erwähnte Marianne Heydebrecht am anderen Tage die Fahrt der beiden Damen nach Eisenach.

Aber der alte Gustav, der jetzt sehr zutraulich geworden war, erzählte Rose-Marie, daß die alte Dame wieder stundenlang vor dem Bilde ihrer Tochter gesessen und immer wieder gefragt hatte, ob die beiden Damen noch nicht zurück seien.

»Es geht etwas vor in unserer gnädigen Frau, Fräulein Rose-Marie, das können Sie mir glauben!« schloß er seinen Bericht. »Ich kenne sie nun vierzig Jahre und fühle es sozusagen selbst mit, daß sie unruhig und aufgereggt ist, wenn sie sich auch noch so sehr in der Gewalt hat!«

Rose-Marie hoffte mit dem gläubigen Herzen der Jugend, daß der liebe Gott endlich mit starkem Finger an das Herz der alten Dame klopfen würde.

Wieder gingen die Tage hin wie zuvor.

Immer mehr zog Marianne Heydebrecht Rose-Marie in ihre Nähe.

Sie blieb zwar schweigsam und verschlossen, auch den schroffen kurzen Ton hielt sie fest, aber Rose-Marie merkte doch, daß ihre Anwesenheit der alten Dame angenehm war.

Eines Nachmittags ging Rose-Marie mit ihrer Mutter im Park spazieren. Sie wußte nicht, daß die Gutsherrin kurz zuvor denselben Weg gegangen war.

Marianne sah aber die beiden Damen kommen, und da sie nicht mit ihnen zusammentreffen wollte, verbarg sie sich hinter ein dichtes Gebüsch, um Mutter und Tochter vorüberzulassen.

Nun befand sich jedoch eine Ruhebank vor diesem Gebüsch, und Henriette wünschte, sich darauf niederzulassen.

Wider Willen mußte Marianne nun länger in ihrem Versteck verharren, und wurde so Zeuge des folgenden Gesprächs:

»So, meine Herzensmusch,« sagte Rose-Worte zu ihrer Mutter, »nun ruhe Dich aus, dann gehen wir noch ein Stück weiter, nicht wahr?«

»Ja, Kind, nur ein Weilchen Ruhe!«

»Ach, Musch, wie schön ist es hier, wie einzig schön. Und wie traurig ist es, daß all diese Herrlichkeit einer Frau gehört, die keine Augen dafür hat, die mit ihrem wehen, einsamen, verbitterten Herzen an all diesen Gotteswundern vorbeigeht, ohne sie zu empfinden. Ruft nicht jedes Blättchen, jeder Käfer dem Menschen zu: »Freue Dich des schönen Lebens, es ist so kurz.«

Weißt Du, Musch, mein Herz tut mir schrecklich weh, wenn ich in Großtantes Augen sehe. Was liegt für Kummer und Herzeleid unter den kalten Blicken verborgen!«

»Du bist eine kleine Phantastin, Rose-Marie, ich sehe nichts in ihren Augen, wie Stolz und kühle Zurückhaltung!«

»O, Du siehst sie zu selten und gibst nicht so acht auf sie, wie ich. Sieh', Musch, da kam ich nun hierher mit einem ganzen Herzen voll Groll gegen die hartherzige Großmutter unseres lieben Hans. Aber der Groll verflog schon in den ersten Tagen, nur einmal wurde er noch lebendig, als sie damals von Hans so häßliche Dinge glaubte.

Aber dann habe ich mich selbst ausgescholten, sie kennt Hans eben nicht, sonst würde sie nicht denken, er trachte nach ihrem Erbe.

Und jetzt ist kein Fünkchen Groll mehr in mir, ich habe nur den brennenden Wunsch, ihr helfen zu können. Früher wünschte ich nur wegen Hans eine Versöhnung der beiden, aber jetzt wünsche ich es fast nur noch für Großtante.

Hans wird ja allein seinen Weg machen, er ist so tüchtig und fleißig, und er leidet nicht so unter dem Zerwürfnis, seit seine arme Mutter tot ist. Aber sie, ach, sie leidet schrecklich und findet nicht eher Frieden, als bis sie an ihrem Enkel gutmachen kann, was sie an ihrer Tochter versäumte.«

»Und doch wirst Du Dein Ziel nicht erreichen. Sie geht lieber ganz zugrunde, als daß sie nachgibt, glaube es mir und quäle Dich nicht mehr damit!«

Rose-Mark seufzte.

»Wenn nur Hans nicht seinem sterbenden Vater das unselige Gelübde abgelegt hätte, nie wieder einen Versöhnungsversuch zu machen.

Merkest Du nicht, er war tief bewegt, als ich ihm erzählte, wie gut Großtante ist, und wie furchtbar sie gelitten hat und noch leidet. Ich brauchte mir nicht viel Mühe mehr zu geben, ihn zu bitten, hierherzukommen und ihr ein gutes Wort zu sagen. Aber er darf ja nicht!«

»Du vergißt, daß Hans außerdem zu stolz wäre. Er hätte Furcht, für einen Erbschleicher gehalten zu werden!«

»Ach, lieber Gott, ja, es ist ein Kreuz mit zwei so harten Köpfen. Weißt Du, Hans ähnelt seiner Großmutter sehr. Nicht nur im Wesen, auch den stolzen, eigenwilligen Zug im Gesicht haben sie beide gemein!«

»Ja, er ist seinen beiden Eltern gar nicht ähnlich, viel eher seiner Großmutter. Aber Kind, wir wollen uns doch unseren Seelenfrieden nicht stören lassen. Und immer wieder bitte ich Dich, erzürne Großtante nicht!«

»Ach, Musch, sei doch nicht so ängstlich. Ich fürchte mich gar

nicht mehr vor ihr, wenn sie auch noch so knorrig und schroff tut. Ich möchte sie dann bloß immer streicheln.

Weißt Du, was Vati in solchem Falle immer sagte: »Ihm ist ja selbst nicht wohl, sonst tät' er mir nicht weh.« Daran denke ich immer, wenn sie mich einmal hart anläßt. Aber nun wollen wir jetzt nicht mehr daran denken. Sieh nur, wie die Sonne durch die Zweige lacht, ach, wie schön ist die liebe Welt!

Jetzt hätte ich nur noch einen großen Wunsch: ein tüchtiges Pferd unter mir und dann hinausjagen durch Feld und Wald. Du glaubst nicht, wie brennend ich mich oft nach einem frisch-fröhlichen Ritt sehne.

Manchmal riß ich mir am liebsten den ersten besten Gaul aus dem Stall und jagte mit ihm davon, wenn es sein müßte, ohne Sattelzeug und Zügel. Aber es geht jetzt nicht mehr wie zu Hause, daß ich wie ein wilder Bub' auf dem Pferde sitze. Jetzt müßt ich schon artig ein Reitkleid dazu haben. Weißt Du noch, wie Du immer schaltest, wenn ich mit aufgelöstem Haar und zerrissenen Kleidern von solchem Ritt nach Hause kam?«

»Ob ich's weiß, Du Wildfang, Was habe ich manchmal für Angst ausgestanden. Ich bin froh, daß Du kein Reitpferd hast. Den Ritt damals auf dem »Mordskerl« vergesse ich nie!«

»Und ich gäbe gleich, ich weiß nicht was, dafür, wenn ich wieder ein Reitpferd hätte. Da ich aber keins habe, so gehe ich jetzt sein artig und sittsam mit meiner Musch noch ein Stück in dem schonen alten Park spazieren. Bist Du ausgeruht?«

»Ja, wir können weitergehen!«

Mutter und Tochter gingen weiter, ahnungslos, daß Marianne Heydebrecht jedes Wort gehört hatte.

Diese verließ ihr Versteck erst, als die beiden in einem Seitenweg verschwunden waren. Und dann ging sie langsam, wie eine Traumwandlerin, nach dem Hause zurück.





15. Kapitel.

Versöhnung.

Ungefähr acht Tage später kam der alte Gustav vormittags in Rose-Maries Zimmer.

Er trug einen umfangreichen Karton.

Rose-Marie, die eben mit ihrer Mutter ein wenig in ihren Pensions-Andenken gekramt hatte, sah ihn erstaunt an.

»Was bringen Sie da, Gustav?«

Dieser schmunzelte.

»Das schickt die gnädige Frau für Fräulein Rose-Marie — und ein Zettel läg' auch noch drinnen!« sagte er, stellte den Karton auf einen Stuhl und verschwand.

Rose-Marie öffnete zaghaft den Karton und blickte neugierig hinein. Und plötzlich schrie sie laut auf:

»Musch — ach Gott, Musch — nun sieh' doch!«

Mit bebenden Händen entnahm sie dem Karton ein sauber zusammengelegtes, dunkelgrünes Reitkleid, einen zierlichen Dreispitz dazu, wie ihn Damen beim Reiten tragen, eine hübsche Reitpeitsche und hellgelbe, lederne Reithandschuhe.

Rose-Marie tanzte vor Wonne jubelnd im Zimmer umher und drückte die Sachen ans Herz.

Und dann entdeckte sie noch einen großen Zettel. Darauf stand mit den großen steilen Buchstaben der Großtante:

»Das Reitpferd zu diesem Kostüm findest Du mit dem nötigen Sattelzeug im Stall für Dich bereit!«

Rose-Marie jauchzte auf und drehte ihre Mutter im Zimmer herum, daß diese lachend um Schonung flehen mußte.

Und dann blieb das junge Mädchen plötzlich stehen und sah vor sich hin.

»Musch,« sagte sie mit bebender Stimme, »jetzt muß ich hinunter zur Großtante und sie ein bißchen totdrücken, ob sie sich's nun gefallen lassen will oder nicht. Ich stürme ihr Zimmer, und wenn es dreifach verschlossen ist. Gustav soll sich mir nur nicht in den Weg stellen, ich respektiere heute auf keinen Fall die Schranken, die Großtante um sich zieht!«

Und ehe Musch nur antworten konnte, war Rose-Marie hinaus und flog die Treppe hinab.

Gustav stand vor den Zimmern seiner Herrin und sah ihr schmunzelnd entgegen.

»Lassen Sie mich hinein, Gustav!«

Er zuckte die Achseln.

»Ich darf nicht, Fräulein Rose-Marie. Um diese Zeit läßt die gnädige Frau niemand vor!«

Rose-Marie nahm ihn aber ohne Umstände bei den Schultern und schob ihn beiseite.

»Gewalt geht vor Recht, Gustav. Nichts für ungut, ich muß Großtante ein bißchen überfallen. Wenn ich mir jetzt nicht Luft machen kann, ersticke ich, und an meinem Tode wollen Sie doch nicht schuld sein?«

So sprudelte sie hervor und lief an dem fassungslosen Diener vorüber in das Zimmer.

Marianne Heydebrecht saß am Fenster in ihrem Lehnstuhl und blickte erstaunt auf.

Aber ehe sie ein Wort sagen konnte, hatte sie Rose-Marie mit beiden Armen umfangen und küßte sie herzlich auf Mund und Wangen, immer und immer wieder.

Die alte Dame saß wie erstarrt und ließ diesen Überfall über sich ergehen. Ganz seltsam wurde ihr zumute unter diesen ungewohnten Liebkosungen.

Und nun, nachdem sich Rose-Marie damit genug getan, sprudelte sie aufgeregt alles hervor, was sie auf dem Herzen hatte:

»Sei nicht böse, Großtante, ich konnte wirklich nicht anders, ich mußte Dir gleich auf der Stelle danken. So lieb und gut bist Du, o, ich fürchte mich gar nicht vor Deinem bösen Gesicht, Dein Herz weiß ja gar nichts davon. Ich glaube nicht daran, daß Du so kalt bist, als Du scheinen willst.

Meinen geheimsten Wunsch hast Du erfüllt — jawohl — ich wünschte so sehr, wieder reiten zu dürfen. Weißt Du, es steckt noch soviel von dem alten Wildfang in mir, ab und zu muß der sich austoben, und dazu ist das Reiten gerade famos.

Überhaupt, wie eine gute Fee erfüllst Du mir alle Wünsche, noch ehe ich sie aussprechen kann. Und nun hast Du mir durch Deine Güte Mut gemacht, ich muß einmal aussprechen, was mich bedrückt.

Ich hab' Dich lieb, Großtante, obwohl ich mit Groll im Herzen zu Dir kam, weil Du so hart warst gegen Tante Anna.

Aber sieh', wenn ich Tante Anna gewesen wäre, ich hätte mich nicht von Deiner scheinbaren Härte einschüchtern lassen, mir hättest Du nicht ein ganzes Leben lang zürnen dürfen. Tante Anna war so zaghaft und traute sich nicht wieder nach Schönrode.

Ich aber wäre gekommen und hätte mich fest an Deinen Hals gehängt, und hätte gebettelt: Sei mir wieder gut! Abschütteln hättest Du mich nicht sollen, bis Du mir verziehen hättest.

Die arme Tante Anna war so mutlos, weil Du ihre Briefe zurückschicktest. Aber die dummen Briefe, die taugen doch nichts, wenn zwei Herzen sich über Groll und Trotz nicht zusammenfinden können.

Siehst Du, Großtante, so hat die arme Tante Anna ihr ganzes Leben lang in mutloser Trauer ihr Herz zwischen Dir und ihrem Mann hin und her gerissen, bis es krank wurde und sie viel zu früh ins Grab brachte. Bis zu ihrem Tode hat sie Dich geliebt, ach, so sehr, ich weiß es.

Hans hat es mir oft erzählt, wie sich seine Mutter nach Dir gesehnt hat, Und das hat seinem Vater so leid getan, daß er Dir bitter grollte, wie Hans auch. Sie hatten Tante Anna so sehr lieb, und ihr Mann hat dann ihr und Hans ein Gelübde abgenommen, daß sie sich nie mehr

mit einer Bitte Dir nahen sollen. Aber sie haben alle nicht gewußt, daß Du noch viel mehr leidest als sie, sie haben nur Deine Härte gefühlt, aber nicht Dein wahres krankes Herz, das sich hinter Groll und Stolz versteckte.

Ich habe aber bald gemerkt, Daß Du Dir nur einen festen Panzer ums Herz gelegt hast, damit es nicht bricht vor Sehnsucht nach Deinem Kinde. Dein Stolz ließ nicht zu, es zu rufen, aber Du hofftest, es solle eines Tages von selbst kommen. Gelt, deshalb hast Du auf alle Briefe keine Antwort gehabt?

Ach, wenn das nur Tante Anna gewußt hätte, wie gern wäre sie gekommen. Ja — und — ja — das ist nun wohl alles, was ich Dir sagen wollte, es hat mir das Herz fast abgedrückt.

Und ich leide es einfach nicht mehr, daß Du Dich so einsam härmst und Dich mit Deinem Schmerz verkriechst. Du sollst und mußt wieder froh werden, sollst und mußt dieses schreckliche Schweigen brechen, das Dich niederdrückt, als wärest Du lebendig begraben.

Liebste, liebste Großtante, ach — Du weinst — Du weinst — zum ersten Male sehe ich Tränen in Deinen Augen. Weine Du nur, weine immerzu, ich weiß, das macht das Herz leicht und spült Leid und Schmerzen fort. Dann wirst Du auch das Lachen wieder lernen. Ich gebe nicht Ruhe, bis Du wieder froh wirst und das Leben lieb gewinnst!«

Rose-Marie schwieg atemlos.

Sie war vor der alten Dame niedergekniet und streichelte immerfort deren Wangen und Hände, und sah sie mit so lieben Augen an, daß diese nicht wußte, wie ihr geschah!

Seit mehr als zwanzig Jahren war es das erste Mal, daß sich ein so junges Menschenkind liebebeischend und liebegebend an sie geschmiegt hatte.

So hatte damals ihre Tochter vor ihr aus den Knien gelegen und weinend gefleht, ihrer Liebe folgen zu dürfen. Aber sie hatte nur ein starres Nein gehabt auf diese Bitte und hatte gehofft, damit ihren Willen durchzusetzen.

Ihr Kind war aber von ihr gegangen mit dem Manne, dem sie ihr

Herz geschenkt hatte.

Furchtbar hatte sie gelitten, als sie erkannte, daß sich ihr Kind von ihr abgewandt, und ihr Herz hatte sich verhärtet in Groll und Schmerz.

Und nun hatte dies junge Geschöpf zu ihren Füßen in seiner Herzenseinfalt erkannt, was sie vor aller Welt verborgen hielt. Als ob sie von Glas wäre, so hatte sie Rose-Marie durchschaut.

Sie hatte erkannt, daß ihr ganzes Leben bis zum Tode ihrer Tochter nur noch ein sehnsüchtiges, jammervolles Warten gewesen war auf den Moment, wo die Tochter zurückkommen würde, um ihr Herz mit liebevoller Bitte zu erweichen.

Sie war nicht gekommen, statt ihrer kam nach Jahren die Todesnachricht, die sie zu Boden geworfen hatte, wie einen gefällten Baum.

Vorbei war es da mit dem heimlichen Hoffen, vorbei.

Wie hatte sie die drei Jahre danach ertragen? .

Wie eine furchtbare Last, wie ein Mensch, den man lebendig begraben hat, wie Rose-Marie sagte.

Bis dann dieses junge Mädchen in ihr vereinsamtes, Leben trat und mit ihrer weichen, jungen Stimme, mit ihren warmen, bittenden Blicken eine Bresche schlug in den Wall, den sie um sich gezogen.

Und nun rüttelte dieses junge Wesen mit ungestümer Kraft an den letzten Überresten dieses Grolles, streichelte mit den warmen Händen die starren Falten aus dem Gesicht und sprach von einem neuen Leben.

»Kind, Kind, was machst Du aus mir?« fragte die erschütterte Frau mit zuckenden Lippen.

»Was ich aus Dir mache? O, ich wüßte schon, was ich aus Dir machen möchte!«

»Nun, Du ungestümer Unband, was denn wohl?« fragte die alte Dame mit weicher, bebender Stimme und tastete scheu und zitternd über den blonden Mädchenkopf.

Rose-Marie umfaßte sie fest.

»Eine herzliche und herzlich geliebte, gute Großmutter, weißt Du,

so eine, die ihre Enkel so recht unvernünftig verwöhnt und liebt, und dafür ebenso wiedergeliebt wird!«

»Du Kindskopf, meinst Du, das ginge so im Handumdrehen? Willst Du mit Deinem Ungestüm ein Menschenleben ummodellieren, als sei es ein Luftgebilde?«

»Ach, Du brauchst ja gar nicht umgemodelt zu werden, brauchst nur Dein Herz reden zu lassen, brauchst Dir nur zu sagen: da habe ich einen herzlieben Enkel, der heißt — Hans Ramberg, und der hat sein junges Leben bisher mit soviel Sorge und Kummer belasten müssen.

Nun will ich ihn mir schnell nach meinem lieben, herrlichen Schönrode holen und ihn so lieb haben und verwöhnen, daß er alles Leid vergißt. Und dabei will ich selbst wieder froh und glücklich werden!«

Marianne Heydebrecht seufzte.

»Was würde es denn helfen, wenn ich so zu mir sagte? Hans Ramberg liebt seine Großmutter nicht!«

»Aber er wird es schnell genug lernen, wenn er Dich erst kennt, wie ich Dich kenne. Ach, ich lasse Dich nicht mehr in Ruhe, bis Du ihn rufst!«

»Also Du willst kurz und bündig all meine Grundsätze über den Haufen werfen?«

Rose-Marie nickte energisch.

»Ja, das will ich. Lerne Hans nur erst kennen. Er ist so gut Und lieb, so fest und treu. Mein Vati hielt große Stücke auf ihn, und der kannte doch die Menschen. Und mein Vati wollte so gern, daß Ihr Euch versöhntet. Er hat nie gelitten, daß ich auf Dich schalt. Und er wollte zu Dir reisen und für Hans bei Dir sprechen. Ihm hättest Du sicher nicht widerstanden, denn mein Vati, o, der hatte Gewalt über Menschenherzen, weil er so gut und selbstlos war.«

»Und diese Gewalt hast Du, dünkt mich, von ihm geerbt. Was machst Du aus mir? Springst mit meinem Groll und Herzeleid um, als sei es ein wesenloses Nichts, das in alle Winde zerfliehet!«

»Das soll es auch. Nicht wahr, Du bietest Hans die Hand zur

Versöhnung? Bitte, bitte!« sagte das junge Mädchen und hob flehend die gefalteten Hände empor.

Da hob ein tiefer Seufzer die Brust der alten Frau.

»Meinetwegen denn, so mag er kommen, wenn er will!«

Rose-Marie sprang jubelnd auf und lief zum Schreibtisch.

Mit fliegenden Händen schrieb sie aus einen Bogen Papier:

»Lieber Hans! Deine Großmutter will Dich sehen. Komm, so schnell Du kannst, und deeschiere mir, wann ich Dich in Eisenach abholen kann.

Ich selbst führe Dich nach Schönrode. Komm schnell, tue es mir zuliebe, ich warte voll Sehnsucht auf Dein Kommen. Tausend Grüße!

Deine Rose-Marie.«

»So!« sagte sie befriedigt und erhob sich. »Und nun, liebe Großtante, mußt Du noch selbst etwas unter diesen Brief schreiben, sonst kommt er nicht!«

»Ist es nicht genug, wenn Du es schreibst?« fragte die alte Dame, und ein letzter Rest von Groll und Stolz lag in ihren Worten.

»Nein, es ist nicht genug, Du selbst mußt ihn rufen. Und wenn Du es getan, dann — dann schenke ich Dir auch etwas, worüber Du ganz sicher sehr glücklich bist!«

Marianne saß schon am Schreibtisch.

»Ei, was hast Du so Herrliches zu schenken?«

Da faßte Rose-Marie die alte Dame fest in ihre Arme und sagte leise und bewegt:

»Einen letzten Gruß von Deiner Tochter; ich habe einen Brief von ihr, den Du aber nur erhalten sollst, wenn Du Dich mit Hans versöhnst. Schreib' nur einige Worte, dann hole ich Dir den Brief, er liegt oben in Vatis Schreibtisch!«

Die alte Dame hatte zitternd Rose-Maries Hand umfaßt.

»Ist das Wahrheit? Ein Brief meiner Tochter an mich?«

»Ja, Großtante!«

Da ergriff Marianne Heydebrecht mit zitternder Hand die Feder und schrieb unter den Brief:

»Komme zu Deiner Großmutter, mein lieber Hans!«

Rose-Marie jauchzte auf.

»O, nun ist alles gut. Diesen Brief bringe ich selbst zur Post und schicke ihn Per Eilboten. Nach der Post soll mein erster Ritt sein. Jetzt ziehe ich mein neues Reitkleid an, und dann sollst Du mich fliegen sehen!«

Sie drückte die Großtante noch einmal stürmisch an sich.

»Den Brief, Rose-Marie — den Brief meines Kindes!« bat die alte Dame, vor Erregung außer sich.

Jetzt, da nur dieser Brief von ihrer Tochter übrig geblieben war, erschien er ihr als ein unschätzbares Kleinod.

»Sofort sollst Du ihn haben!«

Rose-Marie stürmte mit dem Brief an Hans zur Tür hinaus und hatte fast Gustav zu Boden gerannt, der mit sorgenvoller Miene draußen stand.

Sie schwenkte den Brief freudig in der Hand.

»Gustav, schnell, mein neues Reitpferd soll gesattelt werden, aber eiligst, jetzt hole ich das Glück nach Schönrode zurück!« rief sie atemlos und rannte die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Dort nahm sie den Brief Tante Annas aus dem Schreibtisch und flog wieder hinab zur Großtante.

Stumm drückte sie ihn in ihre Hand und küßte sie noch einmal, dann war sie wieder hinaus. — —

Rose-Marie erstattete dann oben, während sie sich umkleidete, ihrer Mutter einen aufgeregten und etwas konfusen Bericht.

Sie küßte die erregte Musch in aller Eile noch halbtot, stolperte ein bißchen über die Schleppe des Reitkleides und lachte vergnügt darüber.

Reizend sah sie aus in dem kleidsamen Kostüm, das sich knapp und elegant um ihre schönen Formen schmiegte.

Und nun eilte sie hinab, so schnell es mit dem ungewohnten Schleppkleid ging.

Der alte Gustav stand ganz aufgeregt unten neben dem gesattelten Reitpferd.

»Fräulein Rose-Marie, was ist nur geschehen?«

»Ein Wunder, alter Gustav. Hab' nur noch ein Weilchen Geduld, wenn ich heimkomme, erzähle ich alles!« sagte sie froh und schwang sich in den Sattel. — —

Marianne Heydebrecht hatte reglos, den noch geschlossenen Brief ihrer Tochter fest an das klopfende Herz gedrückt, in ihrem Lehnstuhl gesessen.

Sie mußte sich erst fassen, ehe sie ihn lesen konnte.

Lange hatte sie die Aufschrift betrachtet.

Und nun hörte sie draußen Rose-Maries Stimme. Sie erhob sich und öffnete das Fenster.

Da erblickte Rose-Marie vom Pferde aus die alte Dame. Mit einem lauten, hellen Jauchzer schwang sie grüßend die Reitpeitsche und jagte davon. —

Marianne Heydebrecht klang dieser Jauchzer bis ins Herz hinein.

Der alte Gustav aber sah besorgt nach seiner Herrin hinüber. Solche Laute war man in Schönrode nicht gewöhnt. Aber wie erstarrt blieb er stehen, auf dem Gesicht seiner Herrin lag ein Lächeln, ein richtiges frohes Lächeln.

Das hatte er seit jenem Tage nicht mehr gesehen, da Anna Ramberg Schönrode verlassen hatte.

Mit zitternden Knien ging er ins Haus zurück.

»Ein Wunder, ja, ein Wunder muß geschehen sein!« murmelte er vor sich hin.

* * *

Marianne Heydebrecht hatte das Fenster wieder geschlossen und sich niedergesetzt.

Und nun öffnete sie mit zitternder Hand den Brief ihrer Tochter und las ihre letzten Worte an sie.

»Meine heiß und innig geliebte Mutter!

Wenn Du diesen Brief erhältst, werde ich nicht mehr am Leben sein, aber Du wirst dann Deinem Kinde verziehen haben. Liebe, teure Mutter, ich fühle es, daß ich Dich nicht wiedersehe, so heiß ich mich auch nach Deinem Anblick gesehnt habe.

Verzeihe mir, o, verzeihe mir, daß ich Dich verließ, ich konnte nicht anders. Gott selbst hat mir die Liebe zu meinem Mann ins Herz gelegt, und ich wäre restlos glücklich an seiner Seite geworden, trotz Not und Armut, aber der Gedanke an Dich hat mir Tag und Nacht nicht Ruhe gelassen. Ich liebe Dich mit schmerzlicher Innigkeit, meine Mutter, und mußte Dir doch Leid zufügen. Wenn Du diesen Brief erhältst, wirst Du meinem Kinde die Hand zur Versöhnung gereicht haben, sonst darf ich ihn Dir nicht senden.

Ich bete jeden Tag darum, daß Dein Herz sich ihm zuwendet, daß er Dir ersetzt, was ich Dir genommen habe.

Liebet Euch, meine Mutter, liebet einander, auf daß meine Seele Frieden finde im Jenseits.

Noch ein letztes Mal laß mich das teure Wort sagen: » meine Mutter! Ich liebe Dich bis in den Tod, verzeihe mir — denk' ohne Groll an mich und liebe meinen Sohn.

Leb' wohl, meine inniggeliebte Mutter.

Deine Tochter Anna.«

Tränen, heiße, bittere Tränen rannen über das Gesicht der alten Dame, und sie drückte wieder und wieder den Brief an ihre zuckenden Lippen.

»Mein Kind, mein armes, geliebtes Kind, warum war ich so hart und stolz? Nun ist es zu spät für Dich. Aber an Deinem Sohne will ich es gutmachen!« flüsterte sie vor sich hin.

Und dann ging sie in ihr Schlafzimmer und saß stundenlang vor

dem Bilde ihrer Tochter.





16. Kapitel.

Glücklich vereint.

Hans hatte Rose-Marie depeschiert, daß er am übernächsten Tage mit dem Zwei-Uhr-Zuge in Eisenach eintreffen werde.

Das junge Mädchen war inzwischen kaum noch von Großtantes Seite gekommen.

Nun einmal der Bann gesprengt war, konnte die alte Dame nicht mehr genug hören von ihrer Tochter und ihrem Enkel.

Alles mußte ihr Rose-Marie erzählen von dem Augenblick an, da sie Tante Anna aus der Postkutsche in Burgau hatte steigen sehen.

Jede Kleinigkeit interessierte sie brennend und vieles ließ sie sich immer wiederholen.

Und seit nun Hans Rambergs Telegramm eingetroffen war, ging sie wie im Fieber herum.

Sie ließ für Hans die Zimmer ihres verstorbenen Mannes in Ordnung bringen. Darinnen sollte er wohnen, denn sie sah nun in ihm den künftigen Herrn von Schönrode. — —

Rose-Marie fuhr nun zum Bahnhof, um Hans abzuholen. Sie hatte in der Wagenremise einen hübschen, leichten Wagen entdeckt. Den ließ sie anspannen. Sie kannte nun den Weg nach Eisenach genau und wollte selbst kutschieren.

So wie sie Hans allein nach Burgau geholt hatte, wollte sie ihn auch nach Schönrode holen.

Vor sich hinsingend, saß sie auf dem Bock und jauchzte zuweilen so froh auf, daß die Pferde einen Seitensprung machten. Und dann saß sie wieder still versonnen und lächelte träumerisch vor sich hin.

»Vati, ach, Vati, wenn Du nun noch bei uns wärst, zu groß wäre das Glück!« sagte sie leise.

Am Bahnhof mußte sie noch eine Weile warten. Sie hatte im Gasthof die Pferde füttern und tränken lassen, damit sie für den Rückweg aushielten.

Und nun hielt sie mit ihrem hübschen Wagen am Bahnhofsgebäude und erwartete mit klopfendem Herzen den Zug.

Die Leute, die an ihr vorübergingen, sahen lächelnd und wohlgefällig auf die hübsche Wagenlenkerin.

Endlich fuhr der Zug ein, und wenige Minuten später stand Hans neben ihr.

Sie grüßten sich mit strahlenden Augen.

»Bist Du allein hier, Rose-Marie?«

»Ja, nun steig' auf!«

Er nahm neben ihr Platz, und stumm fuhren sie davon, bis sie die Stadt hinter sich hatten. Dann erzählte Rose-Marie alles, was sich zugetragen hatte.

Hans hörte atemlos zu, und in seinem Herzen wurde es warm und hell. Unverwandt hing sein Blick an Rose-Maries lieblichen Zügen.

Nun schloß Rose-Marie ihren Bericht mit der bittenden Frage:

»Nicht wahr, Hans, Du wirst sie lieb haben, Deine arme Großmutter?«

Er holte tief Atem.

»Ich Weiß nicht, ob ich es kann, Rose-Marie!«

»O, Du mußt es können, ich bitte Dich so sehr darum. Wenn Du mich nur ein bißchen lieb hast, dann mußt Du es können!«

Er atmete schwer.

»Wenn ich Dich nur ein bißchen lieb habe? Rose-Marie, weißt Du nicht, daß ich Dich mehr liebe, als alles auf der Welt? Weißt Du nicht, welche Macht Du über mich hast?

Liebling, noch ehe ich an Deiner Seite Schönrode betrete, sollst Du hören, daß ich Dich von ganzem Herzen liebe, wie ein Mann die Frau liebt, die er zu seinem Weibe machen will. Liebst Du mich auch, Rose-Marie, willst Du meine liebe Frau werden?«

Sie war glühendrot geworden und die Zügel bebten in ihren Händen.

Er legte den Arm um sie und zog sie an sich.

»Süße, liebe Rose-Marie, willst Du mir angehören?«

Da lehnte sie ihr Köpfchen an seine Schulter.

»Ich hab' Dich lieb, Hans, so lieb, daß ich auch mit Dir in die weite Welt ging, wenn es sein müßte. Ich glaube ich liebe Dich schon lange, wußte nur nicht, welcher Art diese Liebe sei!«

Er küßte sie innig.

»Mein geliebtes Herz, auch ich liebe Dich schon, seit ich Dich zum ersten Male sah!«

Sie lachte leise und sagte:

»Ach, Du, damals war ich, glaube ich, eine rechte kleine Vogelscheuche!«

»Mir erschienst Du lieb und wunderhold mit Deinen klaren Augen und Deinem goldenen Haar!«

»Und da wollte ich immer dies ruschelige, unbändige Haar abschneiden, weil es mich so plagte!« meinte Rose-Marie.

Er strich ihr über das Haar.

»Wie gut, daß Du es nicht getan, es ist Dein schönster Schmuck!«

»O ja, ich bin auch froh darüber, denn mein Haar hat mir zuerst Großtantes Zuneigung gewonnen, weil es dem Deiner Mutter so sehr glich. Ach, Hans, wenn nun bloß mein lieber Vati unseren Bund segnen könnte!«

Er sah sie zärtlich an.

»Er hat es ja getan, Rose-Marie, er wußte, daß wir uns liebten. Denkst Du nicht an seine letzten Worte? Er sandte Dir und mir durch Böllemann seinen Segen. Ich habe immer gewußt, welche Bedeutung dieser Segen hatte, denn ich hatte Deinem Vater gestanden, daß ich Dich liebte und zur Frau begehrte.

Es war damals, als ich Weihnacht in Burgau war. Und er nahm mir das Versprechen ab, Dir nicht eher von meiner Liebe zu sprechen, als bis Du vollends erwachsen warst. Er sprach so liebe goldene Worte zu mir und wußte ganz genau, daß sich Dein Herz mir zuwenden würde. — Sieh', Deines Vaters Segen ist bei uns!«

Da weinte Rose-Marie so sehr, daß er die Zügel nehmen und ihr

die Tränen fortküssen mußte.

Viel zu schnell für das, was sie sich alles noch zu sagen hatten, erreichten sie Schönrode.

Hans blickte mit ernsten Augen auf das stolze Haus, das seine arme Mutter als Flüchtling verlassen hatte.

Es erschien ihm alles bekannt und vertraut.

Oft, sehr oft hatte ihm die Mutter erzählt von dem herrlichen alten Park, von dem Hause mit den langen, blitzenden Fensterreihen, von dem steinernen Portal und der schweren Eichenpforte, die mit dumpfem Laut hinter ihr zugefallen war, als sie hinausfloh in die Welt.

Und nun hielt er seinen Einzug durch diese Pforte, und seines Lebens höchstes Glück ging ihm zur Seite und führte ihn ein mit liebender Hand.

Der alte Gustav stand mit zitternden Knien in der großen Halle und sah mit umflorten Augen auf den Erben von Schönrode.

Rose-Mark nickte ihm mit strahlenden Augen zu, als wollte sie sagen:

»Gelt, Du freust Dich auch?«

Und dann führte sie Hans in das Zimmer seiner Großmutter.

Die alte Dame stand mitten im Zimmer, bleich bis in die Lippen, und stützte sich schwer auf den Tisch.

Ihre Augen hingen mit einem vergehenden Ausdruck an dem männlich gebräunten Gesicht ihres Enkels.

Eine Weile sahen sich Großmutter und Enkel mit großen, ernsten Augen an, und rührten sich nicht.

Dann aber ging ein Schwanken durch die Gestalt der alten Dame. In ihrem Gesicht zuckte und arbeitete es krampfhaft.

Sie streckte taumelnd die Hände aus und wäre gefallen, wenn sich nicht zwei junge, starke Arme zur rechten Zeit um sie geschlungen hätten.

»Großmutter!«

Sie tastete nach seinem Kopf und hielt ihn in ihren zitternden Händen.

Die armen, fast erloschenen Augen saugten sich fest an seinem Gesicht, das ihrem eigenen so sehr glich.

»Hans, mein lieber Hans, willst Du bei mir bleiben? Willst Du vergessen, was ich in schmerzlichem Groll Deiner armen Mutter getan? Mein Schmerz und meine Liebe waren so egoistisch — laß mich gutmachen an Dir!«

Rose-Marie glitt leise aus dem Zimmer.

Wer hätte der strengen Frau solche weiche, bittende Laute zugetraut!

Draußen drückte sie dem alten Gustav die Hand.

»Nun ist alles, alles gut, Gustav!«

Er streichelte ihre kleine Hand.

»Das haben wir Ihnen zu danken, Fräulein Rose-Marie. Und daß Sie es nur wissen, jetzt steige ich mit meinen alten, wackeligen Beinen selbst aufs Dach und hisse die Flagge wie früher, wenn unserer gnädiger Herr aus dem Manöver nach Hause kam. Schönrode hat ja nun wieder einen Herrn!«

Rose-Marie nickte ihm lächelnd zu.

»Aber hübsch vorsichtig, Gustav!«

* *
*

Rose-Marie suchte nun ihre Musch aus und setzte sich still neben sie, ihren Hals umfassend.

»Musch, liebe Musch, Hans ist nun bei seiner Großmutter, und es ist nun alles, alles gut und Musch — Ach Gott, Musch, kannst Du es Dir ausdenken, den Hans will Deinen ruscheligen Wildfang zur Frau haben!«

Musch war noch viel fassungsloser, als Rose-Marie selbst. Sie weinte und lachte und war so aufgeregt, daß, Rose-Marie sie auf den Diwan betten mußte.

»Jetzt ruhst Du Dich ein Stündchen aus, Herzensmusch; eine Weile wird Hans wohl bei seiner Großmutter bleiben. Und wenn er dann zu Dir kommt und feierlich um meine Hand bei Dir anhält, dann

mußt Du frisch sein, verstanden, Du kleine Schwiegermusch, Du!«

Still und feierlich war Rose-Marie ums Herz, als sie dann am Fenster ihres Zimmers saß, während ihre Mutter drüben ruhte.

So voll Liebe und Dankbarkeit war ihr junges Herz und sie hielt Zwiesprache mit ihrem verstorbenen Vati. —

Wohl eine Stunde hatte sie so dagesessen, da tat sich ihre Tür auf und herein trat Marianne Heydebrecht.

Es war das erste Mal, daß sie Rose-Maries Zimmer betrat.

»Ich komme, um Dich zu Hans zu holen, Rose-Marie. Er ist drüben bei Deiner Mutter, um sie um Deine Hand zu bitten!«

Rose-Marie sah in ihre verweinten, aber glückstrahlenden Augen.

»Er hat es Dir gesagt, daß wir uns lieben?«

»Ja, und sein Herz war so voll und reich, daß auch für mich ein wenig Liebe abfällt. Du lieber Blondkopf, was hast Du für Gewalt über Menschenherzen! Zwingst das meine in Deinen Bann wie das seine!

Sei gesegnet, mein Kind, ich wüßte nicht, was mich auf Erden jetzt noch glücklicher machen könnte, als daß es Du einst hier in Schönrode meine Nachfolgerin wirst!«

Rose-Marie umfaßte sie innig.

»Bist Du nun eine frohe, glückliche Großmusch?«

»Ja, Herzkind ich muß mich nur erst noch ein bißchen daran gewöhnen. Manchmal werde ich noch mit der alten, harten Marianne Heydebrecht zu ringen haben. Aber Du, lieber Sonnenschein, wirst mir schon dabei helfen, gelt?«

»Ach, furchtbar gern, weißt, so ein bißchen Kampf ist erfrischend. Bist Du nun auch meine Großmusch?«

Marianne Heydebrecht küßte sie.

»Wie lieb das klingt, Großmusch! Nun, ich will mir Mühe geben, eine richtige Großmusch nach Deinem Rezept zu werden. Aber nun komm zu Hans. Er wird mir sonst böse, daß ich Dich solange für mich behalte!«

»Großmusch, ist Hans nicht ein lieber Mensch?«

Da lachte die alte Dame leise vor sich hin.

»Du und ich, wir sind nicht unparteiisch genug, um das zu beurteilen!«

Sie gingen Arm in Arm hinüber in Henriettes Wohnzimmer.

Da hatte Hans inzwischen seine Werbung vorgebracht.

Marianne Heydebrecht führte ihrem Enkel seine Braut zu.

»Hier hast Du den Sonnenschein von Schönrode, mein lieber Hans. Halte sie gut, Rose-Marie ist ein Kleinod von unschätzbarem Wert; ein bißchen wild und ungestüm, aber gerade das ist so lieb an ihr!«

Hans umschlang Rose-Marie und seine Großmutter zugleich.

»Sie ist ihres Vaters Tochter, Großmutter, das sagt alles!«

Rose-Marie blickte zu den beiden auf.

»Das habe ich schon einmal geträumt, daß Hans uns beide umschlingt, Großmusch, in der ersten Nacht in Schönrode!« sagte sie lächelnd und erzählte ihren Traum.

Als sie zu Ende war, sagte sie innig:

»Gelt, Großmusch nun ist alles ringsum voll roter Blumen?«

Marianne Heydebrecht küßte sie.

Gott mag es geben, mein Kind!«

Dann wandte sich die alte Dame an Henriette, die mit feuchten Augen auf die Gruppe blickte.

»Gib mir die Hand, Henriette, Dir bin ich noch soviel Dank schuldig, daß Du Dich getreulich meiner Tochter angenommen hast, als sie in Not war!«

»Ach, das war doch selbstverständlich Tante Marianne. Und im übrigen — Anna hat sich meiner vielmehr angenommen und mich so liebevoll gepflegt. Und Du, was hast Du nicht schon alles für uns getan!«

Da lächelte Marianne Heydebrecht geheimnisvoll.

»Ich glaube, das war auch nur Egoismus. Wenn ich jetzt ganz ehrlich gegen mich sein will, so muß ich mir gestehen, daß auf dem Grunde meines Herzens die Hoffnung ruhte, durch Euch meinem Enkel näher zu treten, ohne meinen Stolz demütigen zu müssen. Aber Deine Tochter hat ihn mir ausgetrieben, den Stolz, sie hat mir

nichts erlassen, *selbst* mußte ich Hans bitten, daß er zu mir kam!«

Rose-Marie küßte sie.

»Nun war es aber doch gut so, nicht wahr?«

»Ja, ja, und nun lauft ihr beiden jungen Leute ein Stündchen hinaus ins Freie, wir beiden Alten müssen ein Weilchen Ruhe haben, damit wir uns mit unserem Glück zurechtfinden, nicht wahr, Henriette?«

Und so geschah es.

Hans und Rose-Marie waren nicht böse über den Urlaub.

Vom Park aus sahen sie den alten Gustav auf dem Dache stehen und die Flagge hissen.

Rose-Marie zeigte hinauf.

»Das gilt Dir, Herr von Schönrode!«

Er küßte sie innig.

»Und das gilt Dir, Herrin von Schönrode!« — —

Zum Tee waren Hans und Rose-Marie wieder im Hause. Er wurde heute gemeinsam im Speisezimmer eingenommen.

Und während dieser Teestunde wurde die nächste Zukunft besprochen.

Zwei Tage durfte Hans jetzt nur verweilen, dann mußte er nach Ronach zurück.

Bevor nicht ein Ersatz für ihn gefunden war, wollte er seine Stellung nicht verlassen. Ein Hans Ramberg verließ nicht wie ein Fahnenflüchtiger seinen Pflichtenkreis.

Seine Großmutter fügte sich darein.

Sobald dann Hans dauernd nach Schönrode kam, wollte sie sich langsam von den Geschäften zurückziehen und ihm die Verwaltung des Gutes übergeben.

Rose-Marie bat darum, daß er Böllermann mit nach Schönrode bringen dürfe, und die alte Dame willigte sofort ein, dem treuen Diener einen guten Posten zu übergeben. — —

Während der zwei Tage, die Hans in Schönrode blieb, wurde er von Rose-Marie und seiner Großmutter in ganz Schönrode herumgeführt.

Es machte dem jungen Landwirt viel Freude, wie mustergültig alles auf dem Gute war. Seine Augen glänzten froh. Es war doch ein herrliches Gefühl, zu denken, daß er hier als Herr würde schalten und walten können.

Und die Großmutter ließ kaum ihre Augen von seinem männlichen, gebräunten Gesicht. Das lang erstarrt gewesene Herz wurde immer weicher und erschloß sich den beiden jungen Menschen immer mehr, denen das Glück nur so aus den Augen lachte.

Manchmal seufzte die alte Frau tief auf. Jetzt erst erfaßte sie voll und ganz, zu welchen Entbehrungen sie sich all die Jahre selbst verdammt hatte.

Wenn Hans neben ihr durch den Park ging und sie sich fest auf seinen Arm stützte da fühlte sie, daß es die höchste Zeit gewesen war, Hans zu rufen. Viele Jahre blieben ihr wohl kaum noch, sich in seiner und Rose-Maries Liebe zu sonnen.

Ganz wehmütig wurde ihr bei diesen Gedanken ums Herz, und oft stiegen Tränen in ihre Augen. Wenn das aber Rose-Marie sah, ei, da zog sie frisch und fröhlich gegen diese Tränen zu Felde.

»Jetzt wird nicht mehr geweint, Großmusch — nicht das das winzigste Tränchen mehr. Willst Du wohl gleich froh und heiter sein! Tränen hast Du schon soviel vergossen, daß Deine armen Augen ganz erloschen sind. Jetzt sollen sie es wieder lernen, glücklich zu strahlen.

Wart' nur, wir beide werden Dich schon in die Kur nehmen, der Hans und ich. Da soll nicht die kleinste Minute vertrauert werden, gelt, Hans? Jetzt nimm mal Großmusch beim Kopfe und gib ihr einen dicken, dicken Kuß — so — und nun komm ich dran!«

Großmusch wurde nun herzhaft abgeküßt, und dabei fielen doch wieder Tränen über ihre Wange — Freudentränen!

* *
*

Erst im September kam Hans mit Böllermann für immer nach

Schönrode.

Inzwischen war er oft auf kurze Zeit zu Besuch gekommen, und es war nicht zu entscheiden, wer sich am meisten auf seine Besuche freute, ob Rose-Marie oder die völlig umgewandelte Großmusch.

Weihnachten aber war dann Hochzeit in Schönrode, und Rosemarie war eine glückstrahlende Braut.

Böllermann und der alte Gustav tranken an diesem Tage Brüderschaft miteinander.

Die beiden treuen Diener hatten Gefallen aneinander gefunden, und sie waren sehr stolz, als die junge Herrin von Schönrode ihnen nach der Trauung die Hand schüttelte, wie guten Freunden.

Auf Rose-Maries goldblondem Köpfchen blieb der Sonnenschein von Schönrode haften.

Glück und Segen war mit ihr ins Haus gezogen und blieb darinnen wohnen.

Großmusch war im Glück der jungen Leute wieder froh geworden.

